



LUDWIG
BOLTZMANN
INSTITUT
Kriegsfolgenforschung

ORAL HISTORY PROJEKT

Erinnerungen an das Massaker von Rechnitz

ENDBERICHT

Durchgeführt am Ludwig Boltzmann Institut
für Kriegsfolgenforschung in Kooperation mit dem Institut
für Geschichte der Universität Graz

Gefördert vom Bundesdenkmalamt

Projektleitung: Barbara Stelzl-Marx

Projektmitarbeit: Eva-Maria Streit, Kornel Trojan, Katharina Dolesch, Lena Wallner

Graz, im April 2022

www.bik.ac.at

4 Oral-History-Interviews in Rechnitz

Interview mit Theresia Brukner

Interview mit Karoline Fekete

Interview mit Johann Glavanovits

Interview mit M.H.

Interview mit K.H.

Interview mit F.K.

Interview mit Johann Kovacs

Interview mit T.K.

Interview mit Erwin Loos

Interview mit Helene Salber

Interview mit Maria Somogyi

Gruppeninterview mit Josef Binder, K.F., Johann Kovacs und Marlene Ziegler

40 Sonstige Gespräche

Gespräch mit G.E.

44 Zusammenarbeit mit ungarischen Partnern

DEGOB

Oral-History-Interviews des United States Holocaust Memorial Museum

54 Resümee/Ausblick

56 Anhang

Abkürzungsverzeichnis

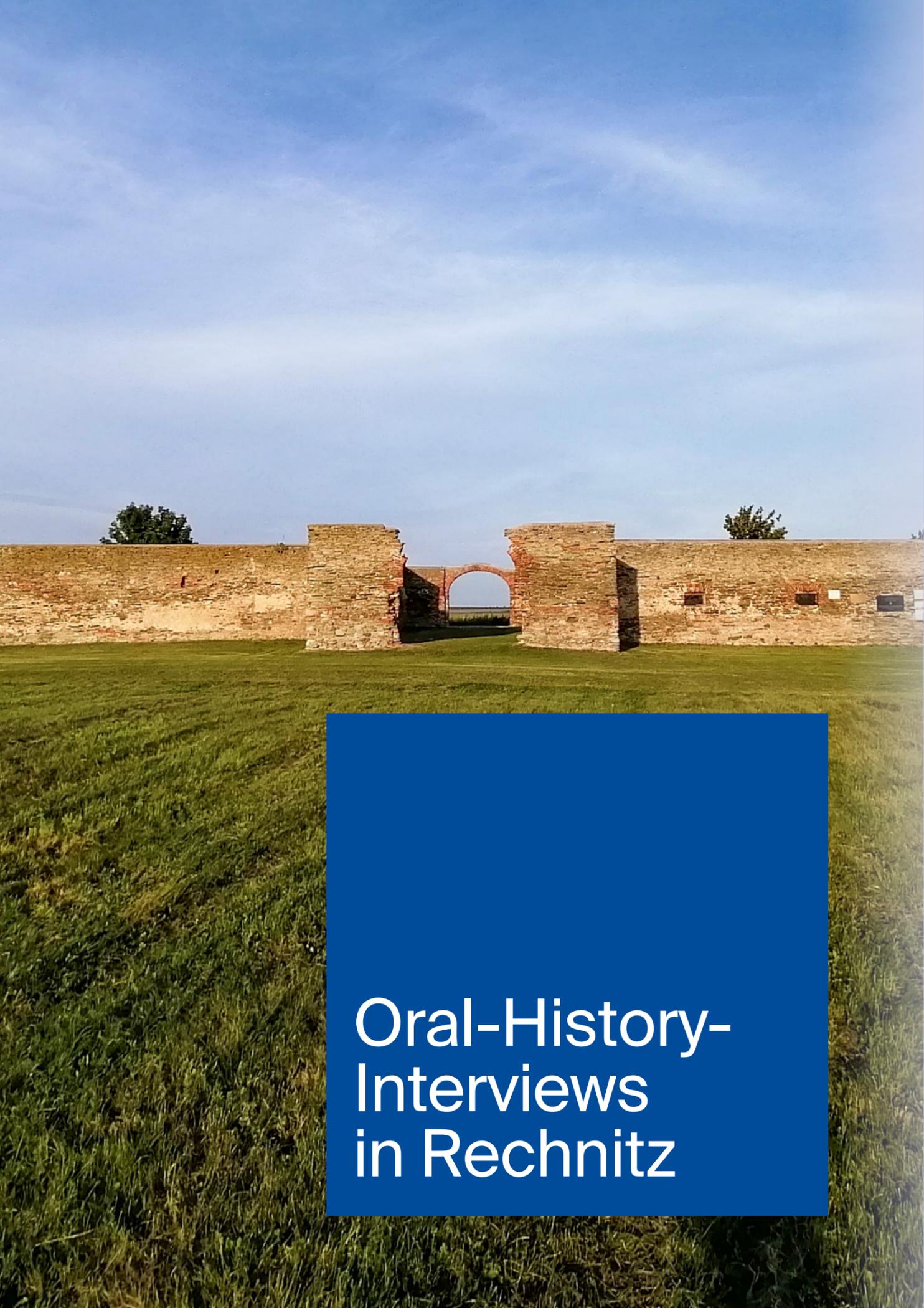
Niederschrift des Zeitzeugen Johann Glavanovits

Einleitung

Als im Frühjahr 1945 die Rote Armee an der Südostgrenze des Deutschen Reiches näher rückte, wurde vom Oberkommando der Wehrmacht der Bau des sogenannten „Südostwalls“ veranlasst. Neben der ortsansässigen Bevölkerung und „Ostarbeitern“ waren es vor allem ungarisch-jüdische Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter, die für den Bau der Verteidigungsstellung eingesetzt wurden. Widrigste Bedingungen und unmenschliche Behandlung standen auf der Tagesordnung: Mindestens 30.000 Arbeiterinnen und Arbeiter kamen durch Seuchen, Erschöpfung, Unterernährung oder Erschießungen ums Leben.

Im Zuge des Südostwall-Baus ereignete sich in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 im burgenländischen Ort Rechnitz eines der größten Endphaseverbrechen in Österreich. Während der Großteil der jüdischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter mit der Eisenbahn zum nächsten Arbeitseinsatz weitertransportiert wurde, wurden die rund 200 Schwächsten von ihnen zurück nach Rechnitz gebracht. Am Abend desselben Tages wurde im Schloss Batthyány (Schloss Rechnitz) ein Fest gefeiert, bei dem hochrangige NS-Funktionäre vertreten waren. Teilnehmer des Festes waren in dieser Nacht an der Erschießung der zum Weitertransport unfähigen jüdischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter beteiligt. Die rund 200 Leichen wurden in einem Acker verscharrt – wo genau, weiß man bis heute nicht.

Das Oral-History-Projekt zum Massaker in Rechnitz wird durch Förderung des österreichischen Bundesdenkmalamts vom Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung durchgeführt (Projektleitung: Barbara Stelzl-Marx, Projektmitarbeit: Eva-Maria Streit, Kornel Trojan, Katharina Dolesch, Lena Wallner). Das Projekt hat zum Ziel, durch Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen die Situation rund um die ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter aufzuarbeiten. Außerdem soll das Massaker von Rechnitz näher beleuchtet und dokumentiert werden. Ein besonderer Fokus wird darauf gelegt, neue Hinweise betreffend der Lokalisation des Grabes zu erhalten. Seit Jahrzehnten bemühen sich Politik und Privatinitiativen darum, endlich Licht ins Dunkel dieses Geheimnisses zu bringen und die ermordeten Jüdinnen und Juden an einem angemessenen Ort zur letzten Ruhe zu betten.



Oral-History-Interviews in Rechnitz

Durchführung der Interviews

Viele Interviews kamen durch die Vermittlung von Walter Reiss, RE.F.U.G.I.U.S., und Engelbert Kenyeri, Altbürgermeister von Rechnitz, zustande, denen an dieser Stelle herzlicher Dank für ihre große Unterstützung gebührt.

Aufgrund der Schwierigkeiten hinsichtlich des Auffindens von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die über die Ereignisse der damaligen Zeit noch reden konnten oder überhaupt wollten, wurde eine Kategorisierung vorgenommen, nach der nicht nur das Alter ausschlaggebend war, sondern auch der Grad des Bezugs zu den Ereignissen rund um das Massaker. Nach Untersuchung entsprechender Literatur, Akten etc. wurden insbesondere Interviewpartnerinnen und -partner folgender Kategorien gesucht und teilweise gefunden:

- Nachfahren von namentlich bekannten Familien, die 1945 unweit des Kreuzstadls ansässig waren (zwei Interviews durchgeführt)
- Nachfahren der Beschuldigten/Verdächtigten der Rechnitzer Prozesse (Nachfahren teilweise bekannt; Kontaktaufnahme schwierig)
- Nachfahren bzw. Familienfreunde der Opfer der Fememorde (ein Interview durchgeführt)
- Nachfahren der damaligen Gendarmeriebeamten (konnten nicht eruiert werden; verweigerten Gespräch)
- Nachfahren der bei der ersten Exhumierung durch die Rote Armee im April 1945 zwangsverpflichteten „Grabenden“ (ein Interview)

Neben den Zeitzeuginnen- und Zeitzeugen-Interviews wurden vereinzelt auch transgenerationale Oral-History-Interviews mit der nachfolgenden bzw. der Enkel-Generation durchgeführt.

Interview mit Theresia Brukner

Name Theresia Brukner Jahrgang 1934 Methode Oral-History-Interview
Interviewerin Eva-Maria Streit Datum 11. September 2020 Ort Rechnitz
Transkripte und Tondateien sind am BIK einsehbar

Theresia Brukner wurde im Jahr 1934 in Rechnitz geboren. In dem im Rahmen des Projekts durchgeführten Oral-History-Interview berichtet sie über ihre persönlichen Eindrücke vom Massaker von Rechnitz und wie das Dorf in der Folgezeit mit seiner Geschichte umging. Zudem stellt sie Vermutungen darüber an, wo das Grab der 180 bis 200 ermordeten jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter sein könnte.

Als elfjähriges Mädchen erlebte die Zeitzeugin das Jahr 1945 in ihrem Heimatdorf Rechnitz. Die Erinnerungen an die Nachkriegszeit sind geprägt von den Erzählungen ihres Vaters, der 1946 Bürgermeister von Rechnitz wurde, sowie vom kollektiven Schweigen, das in der Nachkriegszeit über das Massaker herrschte. T.B. liefert als Zeitzeugin wertvolle Beiträge zur Aufarbeitung der Geschichte von Rechnitz.

Erinnerungen an die jüdisch-ungarischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter

Die jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus Ungarn wurden nach Angabe von Theresia Brukner vorerst im Schloss untergebracht, nämlich am selben Ort, an dem auch „Tag und Nacht“ ausgelassene Feiern der nationalsozialistischen Anhänger stattgefunden hätten. Über den Zustand der Jüdinnen und Juden erzählt sie, „dass sie fast schon nicht mehr dakrallen haben können.“ Die wenigen, die körperlich noch in der Lage dazu waren, mussten beim Ausheben der Gräben helfen. Theresia Brukner bezieht diese Information wohl aus Erzählungen, da sie an anderer Stelle des Interviews angibt, die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter selbst nie gesehen zu haben.

Sie erzählt zudem von einem Mann, der vor dem Massaker fliehen konnte und bei Bauern in der Nachbarschaft anschließend versteckt gehalten wurde. Die ansässigen Familien versuchten ihn mit dem Nötigsten zu versorgen: „Und da haben wir ihn halt ein bisserl durchgefüttert in der Nacht,

„Die armen Ungarn, die alten Leute schon, dass sie fast schon nicht mehr dakrallen haben können, die haben sie hineingeschossen, in die Gräben.“

dass er was hat.“ Später bedankte er sich in einem Brief für die erhaltene Hilfe.

Kollektives Schweigen

Die allgemeine Stimmung im Ort war nach dem Massaker von Angst geprägt, weshalb sich auch kaum jemand darüber sprechen traute, betont T.B.: „Was hätten die machen sollen ... Die wären weggeräumt worden“, begründet sie die Ängste. Hinter vorgehaltener Hand wurde es zwar „überall“ thematisiert, doch aus Furcht, von „den eigenen Leuten“ verraten zu werden, wurde in der Öffentlichkeit darüber geschwiegen.

Mutmaßliche Lokalisation der Gräber

Theresia Brukner gibt an, dass ihre Mutter, wie auch anderen Bewohnerinnen und Bewohner des Dorfes, beim Ausheben der Panzer- und Laufgräben mitarbeiten musste. Über diese Arbeit sprach die Mutter allerdings nie offen mit ihrer Tochter – im Gegensatz zum Vater, der aufgrund der wiederkehrenden Suche nach den Gräbern seiner Tochter erklärte, dass die Suche „weiter unten“ stattfinden müsse.

Theresia Brukner selbst vermutet die Gräber zwischen dem Kreuzstadl und den (neu gebauten) Häusern, jedoch nicht in deren unmittelbarer Nähe. Eher „50 bis 100 Meter herauf zum Ort, wo gegraben worden ist.“ Informationen dazu seien ihr zwar nie offen mitgeteilt worden, die Arbeit der Mutter und anderer Bewohnerinnen und Bewohner des Ortes „beim Gräberausheben“ habe sie als Kind jedoch „mitbekommen“.

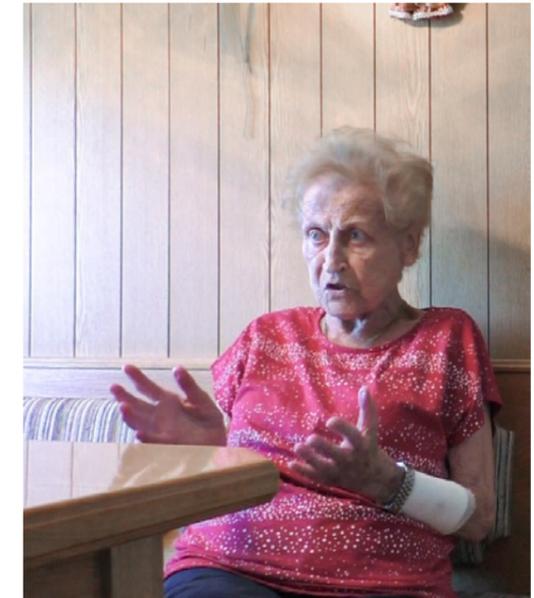


Abbildung 1: Theresia Brukner im Gespräch.
Quelle: BIK.

Interview mit Karoline Fekete

Name Karoline Fekete Jahrgang 1928 Methode Oral-History-Interview
Interviewerin Eva-Maria Streit Datum 22. Oktober 2020 Ort Rechnitz
Transkripte und Tondateien sind am BIK einsehbar

Die 1928 in Rechnitz geborene Zeitzeugin Karoline Fekete spricht in einem Oral-History-Interview, bei welchem auch ihr Sohn Norbert Fekete anwesend ist, über ihr Leben in Rechnitz. Sie erzählt, wie sie dort zur Schule ging, wie sie die nationalsozialistischen Jugendorganisationen erlebte, und sie thematisiert den Mantel des Schweigens, der sich aufgrund des Massakers über das Dorf gelegt habe.

Karoline Fekete erlebte als Jugendliche den Zweiten Weltkrieg wie dessen Ende größtenteils in Rechnitz; zwischenzeitlich aber auch mit ihrer Familie in Saalfelden. Umfangreich erzählt sie von dieser Zeit und von ihren Erlebnissen der Nachkriegsjahre.

Kriegsjahre in Rechnitz

Die Kriegszeit selbst habe sie nicht als besonders schlimm empfunden, betont K.F. Eine harte und entbehrungsreiche Zeit sei es ohnehin gewesen – die jungen Männer des Dorfes waren alle eingerückt, doch sie selbst und ihre Familie mussten nicht an Hunger leiden. Zudem habe sie die Kameradschaft in den Jugendorganisationen – sie spricht dabei von der Hitlerjugend – genossen. Doch betont K.F. auch, wie schlimm es war, als mehrere Männer aus der Nachbarschaft nicht vom Krieg heimgekehrt waren. Sie hoffe daher, dass es keinen Krieg mehr geben werde.

Dem gegenüber stellt sie die nachfolgende sowjetische Besatzung als „eine schlimme Zeit“ dar, in welcher es kaum Nahrungsmittel gab und sich die Frauen verstecken mussten, um sich vor Übergriffen zu schützen. Deshalb flüchtete die Familie vor der vorrückenden Roten Armee im März 1945 nach Saalfelden zu Verwandten, doch nach vier Monaten auf der Flucht vor den sowjetischen Besatzern kehrte sie nach Rechnitz zurück.

Bau des Südostwalls

Die Zeitzeugin schildert, wie der gesamte Ort – auch sie selbst – vor Kriegsende beim Aushe-

ben der Panzergräben helfen musste. In diesem Zusammenhang beteuert sie an mehreren Stellen, nie eine Jüdin oder einen Juden gesehen zu haben: „Die waren nicht mit uns, die Juden. Ich habe die Juden gar nicht gesehen.“ Auch von den Erschießungen hätten die Einwohnerinnen und Einwohner von Rechnitz erst später erfahren und nichts davon selbst bemerkt: „Und wir, wir Einwohner haben nichts gehört, dass geschossen ist worden. Erstens war März, waren die Fenster alle zu, und dort unten, haben nichts gemerkt, und wir haben nichts gehört, dass was gesagt ist worden. Erst nachher haben wir das erfahren.“ Auf diesen Punkt kommt die Zeitzeugin während des Interviews immer wieder zu sprechen.

Mantel des Schweigens

Anfangs sei das Massaker sehr wohl ein Gesprächsthema im Ort gewesen, doch rasch habe sich darüber ein Mantel des Schweigens ausgebreitet, schildert Karoline Fekete. So wurde immer wieder „heimlich“ darüber gesprochen, dass in Rechnitz Jüdinnen und Juden erschossen worden waren, doch öffentlich wurde dieses Tabuthema gemieden. Den Grund dafür sieht die Zeitzeugin in der Angst, die nach der Ermordung eines Kronzeugen herrschte: „Naja, wenn du so gelebt hast in deinen Sachen, und dich nix interessiert hat und nix, als ob ... hast ruhig weiter können, aber nirgends einmischen. Dann hast ruhig leben können.“ Denn: „Die ehemaligen Nazis, die sind ja in Rechnitz weiter geblieben. Wenn du gegen die was gesagt hättest, wärst sicher auch verschwun-

„Die ehemaligen Nazis, die sind ja in Rechnitz weiter geblieben. Wenn du gegen die was gesagt hättest, wärst sicher auch verschwunden.“

Interview mit Johann Glavanovits

Name Johann Glavanovits Jahrgang 1937 Methode Oral-History-Interview

Interviewerin Eva-Maria Streit Datum 21. Oktober 2020 Ort Rechnitz

Transkripte und Tondateien sind am BIK einsehbar

Johann Glavanovits, der seine Kindheit und Jugend in Rechnitz verbrachte, erzählt in einem Oral-History-Interview von seinen persönlichen Erlebnissen rund um das Jahr 1945, von Vermutungen über das Massaker von Rechnitz und das kollektive Schweigen des Ortes in den Folgejahren. Außerdem fordert er dazu auf, den aktuellen Bewohnerinnen und Bewohnern von Rechnitz nicht die Schuld an diesem Verbrechen zu geben.

Massengräber vor dem Friedhof

Neben dem Interview steht zudem ein autobiographischer Text zur Verfügung, den Johann Glavanovits im Oktober 2020 verfasste. Darin hält Glavanovits fest, dass die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die in Rechnitz untergebracht wurden, nicht nur aus ungarischen Jüdinnen und Juden, sondern auch aus Österreicherinnen und Österreichern sowie gefangenen Soldaten bestanden hätten. Die jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wurden, wenn sie nicht mehr in der Lage waren, Arbeit am Grenzwall zu verrichten, vom Wachpersonal erschossen. Danach setzte man sie nach seinen Angaben gemeinsam mit gefallenen Soldaten in zwei Massengräbern bei. Diese sollen sich vor dem katholischen Friedhof befunden haben, weil der damalige Dechant des Ortes die Meinung vertrat, dass es sich um Nicht-Christen handle und diese nicht direkt im Friedhof bestattet werden durften, betont J.G. Er berichtet, diese Gräber selbst gesehen zu haben: „Bin neben gestanden! Neben die Gräber, habe reingeschaut! Weil als Halterbub mit meinen Kühen da draußen mich bewegt habe.“ Außerdem war sein Großonkel an der Bestattung der Toten, die in den Massengräbern beigesetzt wurden, beteiligt: „[...] und hat noch diese gefallenen Soldaten sammelt, hat sie rausgeführt, dort reingschmissen, Erde drauf, und die Sache war erledigt.“

Im Jahr 1948 wurden diese Massengräber schließlich geöffnet, um die Toten auf einem eigens angelegten Heldenfriedhof zu bestatten, allerdings

„scheint der nirgends auf“. Auch soll es Vermutungen dazu geben, dass die Toten des Massakers von Rechnitz dorthin verlegt wurden. 1973 sei der Heldenfriedhof dann aufgelöst und die Gebeine nach Mattersburg in eine Totenkammer überstellt worden – wie ihm der Altbürgermeister Engelbert Kenyeri erzählt habe. Johann Glavanovits erinnert sich, dass 1948 Frau Stadler, die als Kanzleikraft im Schloss Rechnitz tätig war, unter Aufsicht der Alliierten nach Rechnitz gebracht wurde, um bei der Aufklärung der Massengräber des Massakers mitzuwirken. Der Konvoi mit Helga Stadler soll zunächst beim katholischen Friedhof gewesen und in weiterer Folge auf der Günserstraße in Richtung Steinamangerstraße gefahren sein. Die Ortsansässigen, wie auch Johann Glavanovits, seien an diesem Tag in der Steinamangergasse „Schlange gestanden“: „Weil das eine Sensation war, wie das laut geworden oder laut wurde, dass die Stadler nach Rechnitz kommt.“

Nichts als Schweigen

Was dort am Acker genau geschah, weiß Johann Glavanovits nicht, „weil ich nicht dabei war.“ Auch sonst habe sich niemand im Dorf über das Gesehene geäußert: „War totale Verschwiegenheit! Das war das Traurige!“ Auch über das Massaker wurde in dieser Zeit nicht öffentlich gesprochen: „45, 46, bis 48, niemand wäre da im Traum eingefallen, seinen Mund aufzutun!“ Dass allerdings Massengräber ausgehoben wurden, sieht der Zeitzeuge als Faktum an. Er vermutet die Lokalisation zwischen Meierei und Kreuzstadl, „weil sie dort diese Grä-



Abbildung 2: Johann Glavanovits während des Interviews. Quelle: BIK.

ber ausgehoben. Ob dort Leute hineingekommen sind, das weiß ich nicht.“

„Wir können nichts dafür!“

Johann Glavanovits ist es aufgrund der Geschichte von Rechnitz ein Anliegen, seine Meinung kundzutun: „Wir können nichts dafür! Wir haben keinen Juden erschossen! Und die Generation, die in meinem Alter heute ist oder noch ein bisschen älter, die haben keine Juden erschossen! Es waren die Nazis.“

Interview mit M.H.

Name M.H. Jahrgang 1936 Methode Oral-History-Interview

Interviewerin Eva-Maria Streit Datum 23. Oktober 2020 Ort Rechnitz

Transkripte und Tondateien sind am BIK einsehbar

M.H., 1936 geboren, berichtet in einem Oral-History-Interview von ihren persönlichen Erlebnissen aus dem Jahr 1945, von der Nachkriegszeit und ihrem sparsamen Leben, das von harter Arbeit geprägt war. Außerdem erzählt sie von ihrem Weggang von und ihrer Rückkehr nach Rechnitz.

Kontaktaufnahme

Organisiert wurde das Interview durch den ehemaligen Bürgermeister von Rechnitz, Engelbert Kenyeri. Obwohl M.H. der Ansicht war, keine „großen“ Geschichten erzählen zu können, liefert sie interessante Einblicke in die Phase des Kriegsendes sowie der Nachkriegszeit.

Erinnerungen aus dem Jahr 1945

Besonders in Erinnerung sind der Zeitzeugin die Fliegeralarme geblieben, die sie als spannend und sogar erfreulich empfand, weil sie dann ihre Schulsachen zusammenpacken und die Schule verlassen durfte.

Neben ihren Schulerlebnissen erinnert sich M.H. besonders an die frühe Besatzungszeit in Rechnitz. Diese Zeit war keine einfache, da es an Lebensmitteln mangelte und überall gespart werden musste. Auf die Frage, ob sie vor den sowjetischen Soldaten Angst empfand, entgegnete sie, dass sie sich vor den Alliierten nie gefürchtet habe, weil sie ihrer Erfahrung nach Kindern nie etwas getan hatten.

Über das Massaker

M.H. erzählt, dass sie von den jüdisch-ungarischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, die in Rechnitz am Bau des Südostwalls arbeiten mussten und im Schloss untergebracht waren, nichts mitbekommen habe. Auch vom Massaker habe sie damals nichts bemerkt, weshalb sie darüber nichts berichten könne. Die Zeitzeugin betont, dass sie sich als Kind nicht dafür

interessiert habe – und auch danach nie. Ein Thema sei das Massaker in der Nachkriegszeit aber ohnehin nicht gewesen.

Weggang und Rückkehr nach Rechnitz

Im Jahr 1954, als M.H. 18 Jahre alt war, zog sie für eineinhalb Jahre in die Schweiz, wo sie bei einer Familie im Haushalt arbeitete. Während dieser Zeit in der Schweiz – fernab ihres Heimatortes Rechnitz – ging es ihr gut.

Nach den eineinhalb Jahren kehrte sie nach Rechnitz zurück. Bald darauf vermittelte ihr Lehrer ihr eine Stelle in einer Kuranstalt nördlich von Innsbruck, wo sie einige Jahre verblieb.

Danach kehrte sie abermals nach Rechnitz zurück, wo sie schließlich einen gebürtigen Rechnitzer heiratete und eine Familie gründete.



Abbildung 3: Altbürgermeister Engelbert Kenyeri, Sohn eines der Opfer Gabor Vadasz, Wissenschaftsredakteurin Susanne Mautner-Weber und BIK-Mitarbeiter Kornel Trojan. Quelle: © Kurier/Juerg Christandl:



Abbildung 4: Der Kreuzstadt in Rechnitz. Quelle: BIK.

Interview mit K.H.

Name K.H. Jahrgang 1932 Methode Oral-History-Interview

Interviewerin Eva-Maria Streit Datum 12. September 2020 Ort Rechnitz

Transkripte und Tondateien sind am BIK einsehbar

Die 1932 in Rechnitz geborene K.H. gewährt durch das Interview, das durch die Vermittlung von Altbürgermeister Engelbert Kenyeri vereinbart werden konnte, einen Einblick in ihre Kindheit und Jugend. Sie berichtet dabei von ihren Eindrücken rund um das Kriegsende und die Gespräche im Dorf, die sich noch eine Weile auf das Massaker vom März 1945 konzentrierten. Zudem kann sie von zahlreichen sozialen Ereignissen des Dorflebens erzählen, so etwa der Hochzeit des Nationalsozialisten Tobias Portschy im Jahr 1944, der ab März 1938 Landeshauptmann des Burgenlandes und ab Mai 1938 stellvertretender Gauleiter der Steiermark war.

Vom „Leben früher“ berichtet die Zeitzeugin, dass es zwar hart und entbehrungsreich war, sie jedoch eine schöne Kindheit gehabt hätte. Der Vater sowie die Brüder mussten in den Krieg; die Mutter arbeitete bei örtlichen Bauern. Sie selbst war bei der „Mädchenschar“.

Südostwall

Die Panzer- und Laufgräben seien von Einheimischen gegraben worden, erzählt K.H. Allerdings fügt sie hinzu, dass zudem Bagger zum Einsatz gekommen wären. Auf Nachfragen zur Errichtung dieser Gräben geht sie nicht näher ein, berichtet jedoch davon, wie sie und andere Bewohnerinnen und Bewohner des Dorfes diese nach dem Krieg zugeschüttet hätten.

Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Rechnitz

Begegnet sei sie im Dorf keiner bzw. keinem der jüdisch-ungarischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Sie selbst habe von den Erschießungen dieser Menschen zudem nichts gewusst, allerdings wurde kurz nach dem Ereignis die Nachricht darüber im Dorf verbreitet: „Du, hast gehört, die Juden sind erschossen worden“. Diese Gespräche fanden aber stets im Geheimen statt, schließlich „[h]ast dich ja fürchten müssen“, wenn die falschen Leute davon erfuhren, betont sie. Die allgemeine Furcht, jemand „Falsches“ könnte einen bei diesen Gesprächen hören, war groß. So sollte etwa der ehemalige stellvertretende Gauleiter, Tobias Portschy, nicht bemerken,

„Also ich weiß von dem nix, dass welche wo liegen. Na dort unten haben sie sie halt erschossen, heißt's. Wo sie sie eingegraben haben, wissen wir ja nicht.“

was man sich im Dorf erzählte, „weil der Portschy, der war schon ein rechter Nazi.“

Lokalisation der Gräber

Auch wenn über die Erschießungen selbst in Rechnitz – zumindest hinter vorgehaltener Hand – gesprochen wurde, kann K.H. keine konkreten Angaben zur Lokalisierung der Gräber machen: „Wo sie sie eingegraben haben, wissen wir ja nicht. Haben die ein Massengrab gemacht oder was, ich weiß es nicht.“



Abbildung 5: Der Kreuzstadl in Rechnitz. Quelle: BIK.

„Naja, freilich ist geredet worden, aber hast ja dich rühren auch nicht dürfen. Hast dich ja fürchten müssen.“

Interview mit F.K.

Name F.K. **Jahrgang** 1952 **Methode** Oral-History-Interview
Interviewer Kornel Trojan **Datum** 29. Mai 2021 **Ort** Rechnitz
Transkripte und Tondateien sind am BIK einsehbar

Der 1952 in Rechnitz geborene F.K. erzählt in einem Oral-History-Interview über seine landwirtschaftliche Tätigkeit, den ehemaligen stellvertretenden Gauleiter der Steiermark, Tobias Portschy, und seine Schulzeit mit dessen Tochter. Weiters spricht er über das Schweigen seines Heimatortes zum Massaker an ungarischen Juden und über den Fememord an Aladar Horvath.

Landwirtschaft

F.K. wuchs in der Nähe des Schlosses der Familie Batthyány auf. Als das Schloss im März 1945 brannte, bemerkten seine Eltern dies jedoch nicht, da sie wegen der vorrückenden Roten Armee ihr Haus verlassen und sich in der ehemaligen Lungenheilstation versteckt hatten. Obwohl sich das Schloss in unmittelbarer Nähe befand, arbeitete seine Familie nie für die „Gräfin“ – gemeint ist damit Margit Batthyány, die von einigen Einwohnern aus Rechnitz nach wie vor als Gräfin bezeichnet wird –, denn „wir haben immer schon Landwirtschaft gehabt, und da war die Familie mit Landwirtschaft eingedeckt, mit der Arbeit am eigenen Betrieb.“ Trotzdem erinnert er sich an die Familie Batthyány: „Sie gingen mit ihrer Familie auch in die Messe am Sonntag und [...] mit ihrem Geländeauto sind sie vorgefahren, oh, das war dann nichts Außergewöhnliches, da [...] gab es schon mehr Autos.“ Die „Gräfin“ hätte sich außerdem für Spenden engagiert: „Ob das jetzt die Kirche ist, gemeindeseitlich kann ich das nicht sagen.“ Des Weiteren weiß er von einem Tausch zwischen der Urbarialgemeinde und der „Gräfin“ 1962, bei dem die Urbarialmitglieder Waldfläche im Verhältnis 1:1 gegen Ackerland tauschten.

Schulzeit

Während seiner Schulzeit wurde weder die NS-Zeit noch das Massaker in Rechnitz thematisiert – „obwohl wir eigentlich einen sehr engagierten Lehrer gehabt haben.“

„Nein, nein, es war einfach nicht im Lehrstoff und [...] das war eigentlich nie ein Thema, weder im Positiven, so wie im Negativen, überhaupt nicht, [...] das ist erst eigentlich dann, wie es mit dem Suchen losgegangen ist, dann ist das wieder aktuell geworden.“

F.K. erzählt, dass eine Mitschülerin die Tochter des ehemaligen stellvertretenden Gauleiters der Steiermark, Tobias Portschy, war, allerdings kann er sich „nicht erinnern, dass da Andeutungen gemacht sind worden oder was, bezüglich der Vergangenheit ihres Vaters.“

„Nie ein Thema“

Auch im öffentlichen Raum oder innerhalb der Familie wurde das Massaker von Rechnitz in der Nachkriegszeit nie thematisiert – zumindest habe er davon nichts mitbekommen: „Nein, ich habe für solche Gespräche eigentlich nichts übrig gehabt“. Erst mit der Aufarbeitung der Geschehnisse in den 1970er-Jahren änderte sich dies.

Fememord an Aladar Horvath

Über den Mord an Aladar Horvath, der bei der Obduktion der Leichen des Massakers nach Kriegsende assistiert hatte, erzählt F.K., dass Horvath ein guter Bekannter der Familie gewesen war und oftmals – „wenn es spät geworden ist“ – bei seiner Großmutter übernachtet habe.

Besonders ist F.K. die Nacht, in der Horvath ermordet wurde, in Erinnerung geblieben. Im April 1946 wurde es nach einer Musikprobe abermals spät und die Großmutter versuchte, Aladar Horvath zum Übernachten zu überreden: „Er soll doch da bleiben, es ist ja schon Nacht, warum er nach Hause geht, nein, er will nach Hause gehen, und so ist er eben dann nach Hause gegangen.“ Am nächsten Morgen kam seine Frau vorbei und fragte bei der Familie K. nach, ob er bei ihnen über-

nachtet hätte, da er nicht nach Hause gekommen sei. Der Großvater von F. K. half bei der Suche nach Aladar Horvath mit: „Haben dann auf der Günserstraße, wo er eben in die Ortschaft hat gehen müssen nach Poschendorf, haben sie dann, was ich erzählen habe gehört, Schleifspuren gefunden.“ Dieser Spur 200 bis 300 Meter folgend fanden sie den Leichnam von Aladar Horvath in einem Brunnen. Inwieweit es zu polizeilichen Befragungen gekommen ist, weiß F.K. nicht. Auch konnte man keine(n) Schuldigen identifizieren, betonte er.

„Wir haben von dem Ägypten, über die Römer, alles haben wir gelernt, nur dieses Thema ist nicht einmal ansatzweise [vorgekommen].“

Interview mit Johann Kovacs

Name Johann Kovacs Jahrgang 1946 Methode Oral-History-Interview

Interviewer Kornel Trojan Datum 16. Februar 2022 Ort Rechnitz

Transkripte und Tondateien sind am BIK einsehbar

Der 1946 in Rechnitz geborene Johann Kovacs spricht in einem Oral-History-Interview über die erlebte Nachkriegszeit in seinem Heimatdorf Rechnitz und das Schweigen seiner Familie über die Vorfälle rund um das Massaker.

Als jüngster Sohn von sieben Kindern wurde Johann Kovacs im Jahr 1946 geboren. Seine Familie war langjährig im Schloss der „Gräfin“ – gemeint ist damit Margit Batthyány, die von den meisten Einwohnern von Rechnitz nach wie vor als Gräfin bezeichnet wird – Batthyány beschäftigt und der Vater Mitglied der NSDAP.

Familiengeschichte

Der Großteil der Familie Kovacs arbeitete für die „Gräfin“. So war der Vater – wie auch schon dessen Vater – als Schmied angestellt und arbeitete in der schlosseigenen Werkstatt. Zusätzlich wurde ihm auch der Führerschein bezahlt, womit er einer der Ersten im Ort mit Fahrerlaubnis war: „Den hat die Gräfin gezahlt, dass, wenn der Chauffeur ausgefallen ist, dass er fahren hat können.“ Durch den Einsatz der „Gräfin“ wurde dem Vater zudem das Verdienstkreuz verliehen, ohne dass er tatsächlich im Kriegsdienst gewesen wäre. Auch die Großmutter sowie die Mutter arbeiteten für die „Gräfin“. Die Großmutter als Wäscherin, die Mutter in der Küche des Schlosses: „Sie hat ja irrsinnig gut kochen können und dann hat sie ja durch das viel gekannt, was die Normalen nicht gekannt haben zu Hause.“

Kurz vor Kriegsende flohen die Eltern und andere Bewohnerinnen und Bewohner des Dorfes gemeinsam mit der „Gräfin“ nach Vorarlberg. Dort arbeitete der Vater in einer Fabrik, kehrte allerdings wegen Heimwehs nach Rechnitz zurück – obwohl sich die „Gräfin“ aufgrund des freundschaftlichen Verhältnisses eine gemeinsame Weiterreise in die

„Die waren – wie ich und meine Tochter angefangen haben da nachzuforschen, waren’s gleich alle wild auf uns.“

Schweiz gewünscht hätte. Denn: „Bei meinen Eltern war es eher freundschaftlich, mit der Gräfin“, so Johann Kovacs.

Er betont an mehreren Stellen des Interviews, dass sein Vater ein „überzeugter Nazi“ gewesen sei, was auch immer wieder zu Konflikten zwischen ihm und seinem Vater geführt habe: „Ich weiß, mein Vater war auch ein Nazi und dafür waren wir ja [zerstritten]. Ich hab’ immer mit ihm einen Disput gehabt.“ Die Mutter habe in der Nachkriegszeit aufgrund der Vergangenheit noch lange Angst gehabt, dass „sie ihn irgendwann holen“.

Schweigen der eigenen Familie

Jegliche Gespräche über die eigene Rolle während der NS-Zeit und insbesondere beim Massaker wurden sowohl von den Eltern als auch den Geschwistern abgeblockt, bedauert Kovacs: „Die waren – wie ich und meine Tochter angefangen haben da nachzuforschen, waren’s gleich alle wild auf uns.“ Der Rechnitzer ist sich sicher, dass vor allem der Vater über vieles Bescheid wusste: „Ja, meine sicher – meine Eltern – ich bin mir sicher, dass mein Vater alles gewusst hat. Meine Mutter auch, aber haben halt nie darüber geredet.“

Rolle der „Gräfin“

Nach Kriegsende floh die „Gräfin“ zunächst nach Vorarlberg, von dort aus weiter in die Schweiz. Ihren Heimatort, wo sie nach wie vor das Schloss und weitere Güter besaß, besuchte sie nur mehr sporadisch. Schweigen über ihre Person erkaufte sie sich unter anderem durch großzügige Ge-

schwenke wie kostenlose Baugründe, mutmaßt Johann Kovacs: „Nein, da ist nichts geredet worden über die ‚Gräfin‘ und so und über sie geschimpft [hat] schon gar keiner, weil ein jeder was bekommen hat.“

Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter

Johann Kovacs gibt an, dass im Keller des Schlosses Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter untergebracht waren, welche „immer da die Schanzen gegraben und alles gegraben haben.“ Bezüglich einer möglichen Lokalisation der Gräber, in welchen die jüdisch-ungarischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter begraben sein sollen, bezieht sich der Interviewpartner auf einen im Jahr 1934 geborenen Freund Josef Binder: „Mein Freund, ich hab einen guten Freund noch, der 1934 geboren ist, und der sagt immer, dass da heroben ein Panzergraben [war] und dass sie sie in den Panzergraben hineingeben haben.“

Interview mit T.K.

Name T.K. Jahrgang 1987 Methode Oral-History-Interview; online

Interviewer Kornel Trojan Datum 10. Februar 2022 und 20. Februar 2022 Ort – [online]

Prof. T.K., Wissenschaftlerin an der Indiana University Bloomington, wurde in Rechnitz geboren und lebte bis zu ihrem Studium der Germanistik an der Universität Wien ebendort. Schon früh entwickelte sie ein Interesse für die Geschichte des Ortes und begann 2008 – ausgehend von Elfriede Jelineks Text *Rechnitz (der Würgeengel)* – sich intensiv mit den Geschehnissen rund um das Massaker und dessen Umgang damit im Ort auseinanderzusetzen. Ihre Untersuchungen, in deren Rahmen sich mehrere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beteiligten, bisherige Forschungen berücksichtigt und Gesprächsrunden in Rechnitz abgehalten wurden, mündeten im Buch „Die endlose Unschuldigkeit.“ *Elfriede Jelineks Rechnitz (Der Würgeengel)*. In einem transgenerationalen

Oral-History-Interview erzählt sie von ihren Recherchen und darüber, wie die Bewohnerinnen und Bewohner von Rechnitz mit der Vergangenheit des Ortes in den 2000er-Jahren umgingen. Außerdem liefert sie anhand ihrer eigenen Erlebnisse und Erfahrungen Einblicke, wie jüngere Generationen mit „dem Massaker in Rechnitz“ in Kontakt treten und damit umgehen.

„...also das wussten nicht mal im Ort, nicht mal im Ort wussten die Leute was drüber. Oder vor allem Leute in meiner Generation. Das war völlig unbekannt.“

Frühes Interesse

T.K., Tochter des ebenfalls interviewten Johann Kovacs, entwickelte schon früh ein Interesse für die Geschichte ihres Heimatdorfes. Als Kind sah sie laufende Suchgrabungen, und in ihrem Elternhaus wurde immer wieder über die NS-Zeit bzw. das Massaker gesprochen; etwa, wenn in Tobias Portschys Villa – zu der vom Elternhaus aus Blickkontakt bestand – Feste gefeiert wurden. Außerhalb des Elternhauses herrschte jedoch stets geringes Interesse an der – und vor allem Wissen über die – Geschichte, wie sich T.K. erinnert: „Ich kann mich auch daran erinnern, dass, wenn ich das erwähnt habe, das andere Kinder im Ort ... also das wussten nicht mal im Ort, nicht mal im Ort wussten die Leute was drüber. Oder vor allem Leute in meiner Generation. Das war völlig unbekannt.“

Aufklärungsarbeit in der Schule wurde jedoch keine geleistet, ganz im Gegenteil. Als der Dokumentationsfilm *Totschweigen* erschien, wurde in der örtlichen Schule darüber diskutiert, diesen den Schülerinnen und Schülern zu zeigen. Eine Abstimmung innerhalb des Lehrpersonals entschied jedoch dagegen – T.K.s Mutter zeigte ihrer Tochter den Film dennoch: „Das heißt, ich hatte sicher mehr damit zu tun als andere.“

Unwissenheit & Untätigkeit

Während Gleichaltrige meist gar nichts vom Massaker wussten, arbeitete auch das restliche Dorf nicht an einer aktiven Erinnerungskultur mit. Sehr lange gab es keine Bestrebungen, die Gescheh-



Abbildung 6: Heute ist der Kreuzstadl in Rechnitz zentraler Ort des Gedenkens an die Opfer des Massakers. Quelle: BIK.

„Weil das auch für Österreich so wichtig ist und für die Auseinandersetzung mit Erinnerung und so weiter.“

nisse aufzuarbeiten oder der Opfer zu gedenken. Es kursierten verschiedene Erzählungen und Mythen; die „Gräfin“ wurde verklärt und mit jeder weiteren erfolglosen Grabung erstarkten jene Stimmen im Ort, die das Massaker als erfunden darstellen wollten. Angesichts der sich schwierig gestaltenden Wahrheitssuche bringt T.K. auch ein gewisses Verständnis für skurrile Theorien auf: „Ich glaub ja mittlerweile auch leichter irgendwelche wilden Thesen, weil es ist so unglaublich ohnehin, dass es kaum zu erklären ist.“

Rechnitzer über Rechnitz

Ausgehend vom 2008 erschienenen Text Rechnitz (Der Würgeengel) von Elfriede Jelinek startete T.K. eigene Recherchen zum Massaker und dem späteren Umgang mit dieser Geschichte. Über einen engagierten Ortshistoriker bekam sie frühen Zugang zu Gerichtsakten, doch jede Spur verlor sich im Nichts: „[...] und das haben wir dann schnell bemerkt, bei Rechnitz stößt man immer wieder an Grenzen oder es gibt –, Wege brechen ab und man weiß nicht genau, wieso.“ Über die schwierige Recherche erzählt sie weiter: „Ich hatte so oft das Gefühl, man ist plötzlich an was dran, aber plötzlich bricht das völlig ab und dann verschwinden die Dinge aber auch schnell. Also ich hab das Gefühl, das verschwindet dann tatsächlich im Nichts.“ Während das Projekt selbst viel Resonanz in der österreichischen Bevölkerung erzeugte – viele Menschen, unter anderem Verwandte der „Gräfin“ Batthyány, verfolgten die Veröffentlichungen interessiert –, löste die Recherche in Rechnitz

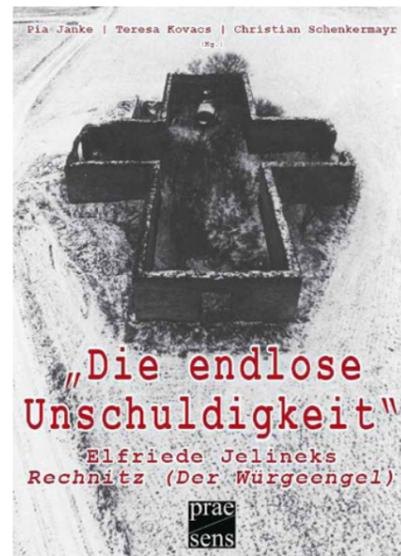


Abbildung 7: Buchcover „Die endlose Unschuldigkeit“ Elfriede Jelineks Rechnitz (Der Würgeengel). Quelle: ©Praesens Verlag, Cover-Foto: ©Eduard Erne und Margareta Heinrich: Totschweigen (1944), Foto: Hermann Dünzendorfer.

„Ich hatte so oft das Gefühl, man ist plötzlich an was dran, aber plötzlich bricht das völlig ab und dann verschwinden die Dinge aber auch schnell. Also ich hab das Gefühl, das verschwindet dann tatsächlich im Nichts.“

selbst vor allem Misstrauen aus. T.K. spricht auch noch von weiteren Hindernissen bei der Wahrheitsfindung: Die Rolle von Erinnerungen, die lange zurückliegen, Ängste, bewusste Inszenierungen und auch Verdrehungen der Geschichte. So habe vor allem auf die Fememorde zurückführend sehr große Angst unter der Rechnitzer Bevölkerung geherrscht, wodurch es viele Zeitzeuginnen und Zeitzeugen vorziehen würden, für immer zu schweigen. Zudem seien bewusst immer wieder falsche Fährten gelegt oder Dinge verschleiert worden, ist sich die Interviewte sicher: „Aber es ist tatsächlich schockierend, weil das einfach auch wirklich zeigt, wie in Österreich mit dieser Vergangenheit umgegangen wurde. Und dass ein Massengrab mit fast 200 Leuten einfach nicht zu finden ist, und nach wie vor nicht zu finden ist, zeugt davon, dass da immer noch auch, dass es da Faktoren gab, die bewusst gegengearbeitet haben, sonst hätte man das gefunden.“ Auch von Tobias Portschy, an welchen sich die in den USA lebende Germanistin noch dunkel erinnert, ging eine düstere und beklemmende Stimmung aus. Zu den schwierigen Untersuchungen, die sie zur Geschichte ihres Heimatdorfes angestellt hat, resümiert T.K.: „Also keine Quelle, die man sonst heranziehen könnte, funktioniert, obwohl sie da sind, aber sie verschleiern eben mehr, als sie zeigen.“

Erinnerungskultur – ein Ausblick

Für T.K. stand bereits beim Erscheinen des Textes von Jelinek fest, dass das Aufarbeiten der Geschichte von Rechnitz von großer Bedeutung ist:

„Und dann haben wir sofort gesagt, wir müssen da was machen. Weil das auch für Österreich so wichtig ist und für die Auseinandersetzung mit Erinnerung und so weiter.“ Schließlich würde der Text selbst den österreichischen Umgang mit der Vergangenheit und die Schwierigkeit der Wahrheitsfindung – wie sie auch T.K. erlebt hat – gut beschreiben: „Und darum finde ich den Jelinek-Text auch nach wie vor so gelungen, weil er ja genau dieses Abtasten, dieses versuchte Abtasten, aber die Unmöglichkeit, ranzukommen, so unheimlich gut vermittelt und theatralisch umsetzt.“ Dabei ist sie sich auch sicher, dass es immer Bestrebungen geben wird, das Grab zu finden, da Dinge wie eine letzte Ruhestätte in unserer Kultur von großem Wert sind: „Und darum ich bin sicher, dass so lange es nicht gefunden wird, immer wieder danach gefragt wird.“

Interview mit Erwin Loos

Name Erwin Loos Jahrgang 1932 Methode Oral-History-Interview
Interviewerin Eva-Maria Streit Datum 11. September 2020 Ort Rechnitz
Transkripte und Tondateien sind am BIK einsehbar

Der 1932 in Rechnitz geborene Erwin Loos berichtet in dem durchgeführten Oral-History-Interview von den Erfahrungen, die er in seinem Heimatdorf sammelte. Dabei fokussiert er sich vor allem auf die jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, welche im Schlossgraben gefangen gehalten wurden, sowie auf die Stimmung, die nach dem Krieg in Rechnitz herrschte.

Erwin Loos wurde 1932 in Rechnitz geboren und wuchs ebendort auf. Mit 21 Jahren begann er seine Arbeit bei der Gendarmerie, welche ihn immer wieder für ein paar Jahre von seinem Heimatort wegführte. Während seiner Jugend trat er der HJ bei, allerdings nicht aus Begeisterung, sondern weil es „ein Muss war“, wie er betont. Auch kann er einiges über die jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die in der Nähe seines Elternhauses untergebracht waren, berichten.

Leben in der Nachkriegszeit

Zu Ostern 1945 flüchtete die Familie gemeinsam mit anderen Bewohnern des Dorfes aus Angst vor der vorrückenden Roten Armee in einen nahegelegenen Wald. Als sie nach einiger Zeit in ihre Häuser zurückkehrten, waren dort schon sowjetische Soldaten einquartiert, wie auch im Elternhaus des Zeitzeugen.

Jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Rechnitz

Der Garten seiner Familie grenzte an das Schloss an, wodurch Erwin Loos die im Schlossgraben gefangen gehaltenen jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter selbst sah: „Und jetzt weiß ich nicht mehr – war das noch im 44er-Jahr im Herbst oder im Frühjahr, haben's dort Juden hinein, in den Graben, nackt ausgezogen, entlaust, und nichts zu essen bekommen. Und wir, wie wir Buben waren, sind wir in den Garten, und haben dort hinuntergeschaut, und wie die uns gesehen



Abbildung 8: Erwin Loos im Gespräch. Quelle: BIK.

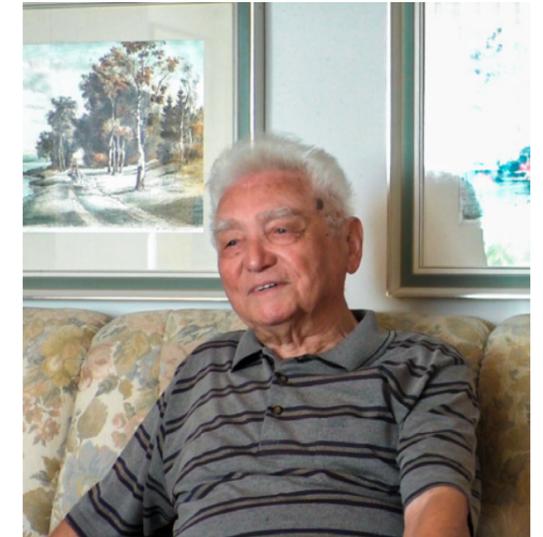


Abbildung 9: Der Zeitzeuge Erwin Loos. Quelle: BIK.

haben, haben sie gebeten, gebeten... na was zu essen!“

Dieser Bitte kam die Mutter von Erwin Loos gemeinsam mit ihren vier Kindern nach. Da sie der landwirtschaftlichen Tätigkeit nachgingen, konnten sie etwas von ihrem Essen entbehren: „Und jetzt haben wir ein paar so Körbe genommen, und haben Rüben und Erdäpfel, Rohes! Haben wir ihnen hinuntergeschüttet.“ Doch diese Hilfestellung blieb von den Nationalsozialisten nicht unbemerkt, die die Familie bedrohten, wenn sie den Gefangenen nochmals helfe. Zur Mutter soll gesagt worden sein: „Frau Loos, wenn Sie das nicht abstellen, sind Sie mit allen vier Kindern in Dachau.“ Der Zeitzeuge selbst konnte die Bedeutung dieser Drohung als Kind jedoch noch nicht richtig einordnen – erst später sei ihm bewusst geworden, wie ernst die Lage gewesen war.

„Ich sage, die werden dann Angst vielleicht gehabt haben und haben es öffentlich nicht gesagt. [...] Hat sich keiner was sagen getraut.“

Von den Erschießungen könne Erwin Loos nichts berichten, da er davon nichts wusste: „Ich habe auch von den, den ganzen Judenerschließungen, die da waren, habe ich nichts mitbekommen, da weiß ich nichts.“ Er wundere sich jedoch, weshalb auch nach Jahren der Forschung kein Grab gefunden wurde. Eine Theorie dazu habe eine Bekannte aufgestellt, die er wiedergibt: „Na glauben Sie, die waren blöd damals, die haben schon eine Methode gehabt, da ist überhaupt nichts übriggeblieben. Was weiß ich, die haben mit ... Blausäure oder was, dürften sie die überspritzt haben, da bleibt überhaupt nichts übrig, hat die Dame damals gesagt.“

Auch über Begegnungen mit anderen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern kann der Zeitzeuge erzählen: „Bei uns war einmal ein Ukrainer, der Mischko, der hat bei uns gearbeitet, in der Landwirtschaft, und mit dem hab ich gar keine Probleme gehabt.“

Südostwall

Beim Ausheben der Panzer- und Laufgräben hätten viele Menschen mitgewirkt, so Erwin Loos, vor allem Einheimische und sogenannte Schanzerinnen und Schanzer aus der Steiermark. Ob dort auch Jüdinnen und Juden geholfen hätten, das könne er nicht sagen: „Ich weiß nicht, ob der Panzergraben von den Juden ausgegraben ist worden.“ Diese Unwissenheit untermauert er an einer anderen Stelle des Interviews, als nach dem Arbeitseinsatz der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter gefragt wird. Der Zeitzeuge gibt



Abbildung 10: Der Erinnerungsort Kreuzstadt in Rechnitz. Quelle: BIK.

„...haben's dort Juden hinein, in den Graben, nackt ausgezogen, entlaust, und nichts zu essen bekommen.“

dazu an: „Na, die haben nicht gearbeitet. Die sind dort gelegen oder dort gesessen im Graben.“

Gespräche im Dorf und eigene Vermutungen

Spätestens nach dem Mord an einem vermutlichen Zeugen des Massakers hatte das gesamte Dorf Angst, betont der Rechnitzer, wodurch kaum mehr öffentlich über die Geschehnisse rund um die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter gesprochen wurde: „Ich sage, die werden dann Angst vielleicht gehabt haben und haben es öffentlich nicht gesagt. Weil, haben sie ja verschiedene ältere Leute befragt und ein jeder hat gesagt, lassts mich gehen, lassts mich gehen! Hat sich keiner was sagen getraut.“ Zudem habe auch Furcht davor geherrscht, dass man selbst verdächtigt werde, bei den Erschießungen mitgewirkt zu haben, wenn man darüber sprach. Deswegen sei es besser gewesen zu schweigen, so der Zeitzeuge.

Da er selbst ab 1953 als Polizist arbeitete, habe er jedoch auch immer wieder neue Informationen zu den Vorfällen in Rechnitz erhalten, von denen er allerdings nichts erzählen könne, da sie unter das Amtsgeheimnis fielen: „Bei mir fällt das unter das Amtsgeheimnis, was ich da, was ich da weiß, da kann ich nichts sagen. Weil ich, ich war Postenkommandant da in Rechnitz und ich hab' die Akte unter Verschluss gehabt, aber das fällt bei mir bis zum Tode unters Amtsgeheimnis. Von dem kann ich nichts sagen.“ Um welche Art von Informationen es sich hier handelt bzw. auf welchen Fall sie sich konkret beziehen – vage deutet er an, dass es mit der Öffnung der Gräber durch

sowjetische Soldaten zu tun habe, konkretisiert aber nicht weiter. Mit den Fällen rund um die ermordeten Zeugen des Massakers sei er nie beschäftigt gewesen, da diese vor seiner Zeit bei der Polizei vorgefallen wären. Allerdings habe sich Erwin Loos aufgrund seiner Beschäftigung bei der Polizei mit anderen Ereignissen rund um Rechnitz auseinandergesetzt.

Über Tobias Portschy, der ab März 1938 Landeshauptmann des Burgenlandes und ab Mai 1938 stellvertretender Gauleiter der Steiermark war, erzählt Erwin Loos, dieser habe ihm gegenüber später seine Unschuld an den Erschießungen beteuert, er habe nur am Entlausen der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter mitgewirkt. Nach der Einschätzung von Erwin Loos sei Tobias Portschy aber ein „Fanatiker“ gewesen, der sich noch lange nach dem Krieg öffentlich zum Nationalsozialismus bekannt habe.

Interview mit Helene Salber

Name Helene Salber Jahrgang 1931 Methode Oral-History-Interview
Interviewerin Eva-Maria Streit Datum 12. September 2020 Ort Rechnitz
Transkripte und Tondateien sind am BIK einsehbar

Helene Salber erzählt in dem im Rahmen des Projekts durchgeführten Oral-History-Interview über ihre persönlichen Erfahrungen mit den Alliierten, über das Massaker von Rechnitz und über das Reden und Schweigen in der Zeit danach.

„Da sind ja schon die Russen“

Für die 1931 geborene Rechnitzerin waren die persönlichen Erlebnisse mit der Roten Armee besonders einprägsam. Sie erinnert sich, dass sie sich am 31. März 1945 – ihrem 14. Geburtstag – im Keller mit ihrer Familie versteckte. Als sie schließlich auf die Toilette musste, die sich im Hof befand, hatte sie ihre erste Begegnung mit einem sowjetischen Soldaten: „Das Klo ist abgesperrt! Da ist wer drin! Jessas! Da sind ja schon die Russen. Und hat gar nicht lange gedauert, sind sie uns in den Keller nachgekommen.“ Ihrer Ansicht nach waren es aber freundliche Soldaten, die nur Essen und einen Schlafplatz wollten. Besonders beeindruckend fand die Zeitzeugin, dass „einer dabei [war], der hat Deutsch können“. Insgesamt waren es fünf bis sechs sowjetische Soldaten, die sie beherbergt hatten – einer davon war durch einen Schuss im Fuß verwundet.

Sie berichtet davon, dass eines Nachts das Schloss der Familie Batthyány brannte: „Auf einmal ist ein Krach! Ein Knall! Und das Schloss geht in die Luft, der Turm. Wir sind hinten zu die Russen und haben sie aufgeweckt, haben gesagt: Löschen gehen! Das Schloss brennt! Ah, hat er gesagt, macht nix ... Und haben weitergeschlafen.“ Nach diesem Erlebnis zogen die sowjetischen Soldaten weiter, allerdings kamen kurz darauf erneut Soldaten in ihr Haus und beschuldigten sie – aufgrund der verlorenen Blutmenge des Verwundeten – des Mordes: „Und sagen, wir haben wen umgebracht! Haben sie uns schon die Pistolen angehalten. Haben wir ihnen halt erklärt, weil

„Ja! Ja! Und es hat niemand was gesagt. Weil du weißt ja, wenn ich dir was sage, und du hast einen guten Freund, erzählst das. Der nächste hat auch einen, der erzählt ... Und da hat sich ein jeder gefürchtet, dass er da ... Dass er da hineinkommt und dann wird er auch umgebracht!“

Deutsch haben die nicht können. Dann sind sie fort.“ Einige Zeit später verließ Helene Salber mit ihrer Familie das Haus und kam bei den Nachbarn im Keller unter. Auch sonst waren ihre Erfahrungen mit „den Russen“ von Ambivalenz geprägt: Einerseits erlebte sie Begegnungen mit sehr freundlichen Soldaten, andere bedrohten das Leben ihrer Familie und raubten jegliche Wertgegenstände.

Stille des Massakers

Vom Massaker in Rechnitz habe die Zeitzeugin nur durch Erzählungen erfahren, betont sie im Interview. Die Nachbarin ihrer verstorbenen Cousine hätte in dieser Nacht Schüsse gehört, aber woher die Schüsse stammten, wusste niemand.

Reden und Schweigen

Helene Salber betont, dass sich ein kollektiver Schock darüber verbreitet hätte. Das Mitwissen über dieses Verbrechen hätte einen das Leben kosten können, wie „dem Muhr, den haben sie ja umgebracht und den haben sie angezündet! Der, der was gewusst hat.“ Erst als sukzessive die Aufarbeitungen über das Geschehene in den 1980er-Jahren begannen, hätte man sich öffentlich darüber geäußert: „Eigentlich ist das erst in den 90er-Jahren aufgekommen, oder vielleicht in den späten 80er-Jahren, mit dem Kreuzstadl und dem Massaker. Vorher war das nie ein Thema.“



Abbildung 11: Helene Salber im Gespräch mit Eva-Maria Streit. Quelle: BIK.

Interview mit Maria Somogyi

Name Maria Somogyi Jahrgang 1930 Methode Oral-History-Interview
Interviewerin Eva-Maria Streit Datum 10. September 2020 Ort Rechnitz
Transkripte und Tondateien sind am BIK einsehbar

Maria Somogyi wurde 1930 in Rechnitz geboren. In einem im Rahmen des Projekts durchgeführten Oral-History-Interview, bei welchem auch ihr Sohn Franz sowie dessen Frau anwesend sind, erzählt sie über verschiedene Episoden ihres Lebens. Dabei kann die 92-Jährige von persönlichen Begegnungen mit den jüdisch-ungarischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern berichten und wichtige Hinweise zur Lokalisation der Massengräber geben.

Maria Somogyi, die ihr gesamtes Leben in Rechnitz verbrachte, bezieht sich im Interview unter anderem auf die Lokalisation der Gräber. Sie spricht etwa davon, wie sie die jüdisch-ungarischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter selbst gesehen und wie sie mit Freundinnen die frischen Gräber entdeckt habe. Zudem berichtet sie auch vom Einmarsch der sowjetischen Truppen in ihr Heimatdorf. Auch der anwesende Sohn sowie die Schwiegertochter tragen ihr Wissen zum Interview bei, indem sie Einblicke in den Umgang mit der Geschichte Rechnitzs durch spätere Generationen geben.

Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter

Die interviewte Zeitzeugin betont, gemeinsam mit Freundinnen die jüdisch-ungarischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter selbst gesehen zu haben, als diese vom ungarischen Nachbardorf nach Rechnitz getrieben wurden. Sie beschreibt deren schlechten Zustand, wie sie um Nahrung gebettelt hätten und dass sie von deutschen Soldaten schlecht behandelt worden wären.

Auch beim Schloss Batthyány sah Maria Somogyi, wie die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter eng zusammengepfercht gefangen gehalten wurden. Allerdings habe sie diese beim Arbeiten, etwa beim Ausheben der Gräben für den Südostwall, nie gesehen. Auch sonst sei sie mit ihnen nicht in Kontakt gekommen. Ein Jude, der den Erschießungen entkommen konnte, weil er sich lebendig in das Grab fallen gelassen hatte

„Da sind wir bei unserem Acker, wo die Juden eingegraben sind, vorbei gegangen, hab’ ich gesagt: ‚Heast, und bei uns haben’s a Juden eingegraben, gemma schauen.“

und später aus dem Graben floh, sei eines Tages der Mutter im Stall begegnet und habe um Essen gebettelt, so Maria Somogyi. Die Mutter habe ihm ein wenig Milch und Brot gegeben, später habe er sich weiterhin im Ort versteckt gehalten, da die Familie ihn aus Furcht nicht bei sich aufnehmen wollte: „Weil, die hätten uns gleich erschossen, wenn wir hätten Juden ...“.

Erschießungen

Ein Bauer habe Maria Somogyi erzählt, dass er in der Nacht des Massakers neun Schüsse gehört und zudem vernommen habe, dass Juden auf dem Acker erschossen worden seien. Auch auf ihrem eigenen Acker seien welche begraben worden, gibt die Zeitzeugin an: Sie und ihre Freundinnen hätten dort die frisch aufgegrabene Erde gesehen, auf einem kreisrunden Fleck, der jedenfalls größer als 12m² war. Die Mädchen wurden jedoch mit den Worten von einem Soldaten vertrieben: „Du Luder, halt die Goschn, weil sonst hau ich dich da hinein und die Handgranate nach!“ Doch auch auf einem weiteren Acker, jenem der Gutsverwaltung, hätten die Mädchen ein frisches Grab entdeckt, welches noch viel größer gewesen und etwa zwei oder drei Tage davor gegraben worden sei. Somogyi betont, dass sie diese frischen Gräber genau gesehen habe. Da kurz darauf die Front immer näher rückte, versteckte sich die Zeitzeugin jedoch gemeinsam mit ihrer Freundin und deren Familie im Wald und behielt ihre Beobachtungen vorerst für sich. In dieser Zeit wusste ihre eigene Familie nicht, wo sie sich aufhielt. Ma-

„Hat er gesagt, ein wenig im Acker drinnen, haben’s Juden erschossen, ich habe neun Schüsse gehört“

ria Somogyi erwähnt außerdem, ihr Bruder habe im Vorfeld von den Erschießungen erfahren – von wem er es erfahren habe, wisse sie jedoch nicht. Der Bruder hätte gewusst, dass die Erschießungen der jüdischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter um 1 Uhr nachts stattfinden sollten. Von den Erschießungen an sich habe jedoch „niemand“ etwas mitbekommen, so die Zeitzeugin.

Rechnitz im Kampf

Als Maria Somogyi im April 1945 einige Tage während der Kämpfe um Rechnitz im Wald verbrachte, wurden Teile des Dorfes verwüstet. Nach einer Weile traute sie sich schließlich aus dem Versteck, ging nach Rechnitz zurück und fand dort mehrere getötete Soldaten vor; darunter auch den Vater einer Freundin. Sie beschreibt „die Spur der Ver-

„Aber, ich glaube, jüngere, oder die mehr nachdenken, denen ist es schon ein Bedürfnis, dass man die findet.“

wüstung“, die sich durch das Dorf zog. So lag etwa totes Vieh auf den Straßen.

Die Zeitzeugin berichtet zudem von der Furcht vor den sowjetischen Soldaten, die die Frauen des Dorfes hatten. Da in Rechnitz mehrere Frauen Opfer einer Vergewaltigung wurden, versteckte sich die Mutter gemeinsam mit ihren beiden Töchtern. Schlussendlich wurden auch in ihrem Haus Rotarmisten einquartiert. Maria Somogyi berichtet von zahlreichen Plünderungen durch die sowjetischen Soldaten. Das weitere Leben mit den Besatzern war von Misstrauen geprägt.

Später hatten die Einwohner von Rechnitz, so auch die Zeitzeugin selbst, den sowjetischen Soldaten helfen müssen, die Panzer- und Laufgräben zuzuschütten.

Lokalisation der Gräber

Maria Somogyi gibt an, dass der Acker der Familie an jenen eines Gestapo-Angehörigen von Rechnitz begrenzt habe und sie deshalb vermutete, dass die Juden eigentlich auf dessen Acker begraben hätten werden sollen. Doch aus Versehen sei es der Grund ihrer Familie geworden, so die Zeitzeugin.

Bezüglich des genauen Ortes der Gräber gibt sie an, dass dieser hinter dem Haus ihres Sohnes ein Stück in den Acker hinein liegen würde. Dort sei früher auch ein Zaun aufgestellt worden – von wem, das wisse sie nicht –, was die Arbeit am Acker erschwerte. Immer dann, wenn sie dort arbeitete, „habe ich immer den Juden die Blumen gesetzt, weil mir die so leidgetan haben“. Doch

„Die waren so arm! Die Soldaten, die deutschen, sind gegangen mit den Gewehren, und ... [...] um ein Brot haben's gebettelt. Ich sag Ihnen, das war zum Anschauen ... Wir haben geweint ... wie sie die haben behandelt ...“

„[...] habe ich immer den Juden die Blumen gesetzt, weil mir die so leidgetan haben“

eines Tages war der Zaun plötzlich weg und die Stelle verwuchs immer mehr, wodurch sie heute nicht mehr sichtbar ist. Eine genaue Lokalisation dieser Stelle kann sie nicht geben, weil sich die Landschaft etwas verändert habe: „Aber genau kann ich es nicht mehr sagen. Weil sie haben den Weg ein bisschen hinuntergesetzt. Den Weg, damals habe ich müssen ... eine solche Straße ... und dann ist die Straße ... da hab ich müssen so hinaufkraxeln ... auf so eine Erde, auf einen Damm. Und dann ein Stückerl hinaufgehen, und dort ist das Grab dann gewesen.“

An mehreren Stellen des Interviews versucht sich die Zeitzeugin an die genaue Lokalisation der Gräber zu erinnern, jedoch widersprechen sich ihre Vermutungen partiell. So gibt sie einerseits an, die Gräber würden sich westlich vom Kreuzstadl in der Nähe des heutigen Billa-Marktes befinden. Andererseits nennt sie auch mehrfach den Weg mit dem Damm, neben welchem sich ein Grab befinden würde.

Zudem meint die 92-Jährige, dass für die ermordeten ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter eigene Gräber gegraben und nicht die vorhandenen Lauf- und Panzergräben benutzt worden wären. Die Schwiegertochter vermutet im weiteren Gesprächsverlauf jedoch das Gegenteil. Auch von einer Öffnung der Gräber kann Maria Somogyi berichten, wann genau und durch wen diese durchgeführt worden war, kann sie jedoch nicht mehr sagen.

Nächste Generation

Maria Somogyis Sohn und Schwiegertochter betonen das Schweigen, das sich in ihrer Generation über das Thema des Massakers legte. So haben sie als Kinder absolut nichts zu den Vorfällen erfahren; das ganze Dorf schwieg dazu. Auch sie nennen Angst als einen Faktor für diese Verschwiegenheit, denn spätestens nach den Morden an möglichen Zeugen hätte jeder Furcht gehabt, etwas Falsches zu sagen.

Heute sei es vor allem der jüngeren Generation ein großes Anliegen, dass das Grab gefunden werde. Für die älteren Menschen sei die (mediale) Aufregung um Rechnitz mittlerweile auch eine Belastung, mutmaßt Somogyis Schwiegertochter: „Es gibt immer wieder Stimmen, die sagen, na jetzt graben sie schon wieder! Aber, ich glaube, jüngeren oder die mehr nachdenken, denen ist es schon ein Bedürfnis, dass man die findet.“

Gruppeninterview mit Josef Binder, K.F., Johann Kovacs und Marlene Ziegler

Namen und Jahrgang Josef Binder (Jg. 1934), K.F. (Jg. 1929), Johann Kovacs (Jg. 1946) & Marlene Ziegler (Jg. 1949) **Methode** Oral-History-Interview **Interviewer** Kornel Trojan **Datum** 16. Februar 2022 **Ort** Rechnitz
Transkripte und Tondateien sind am BIK einsehbar

Im Rahmen eines im Februar 2022 in Rechnitz durchgeführten Interviews mit Josef Binder, K.F., Johann Kovacs und Marlene Ziegler wurde ein gemeinsames Interview mit Fokus auf das Ende des Zweiten Weltkrieges sowie auf die Nachkriegszeit geführt. Die zwischen 1929 und 1949 geborenen Zeitzeugen teilten ihre Erinnerungen an persönliche Erlebnisse und stellten Vermutungen über Geschehnisse, über das Massaker von Rechnitz und

die Lage der Massengräber an. Aus dem Interview geht besonders gut hervor, wie das Dorf mit seiner NS-Vergangenheit umgeht und die Geschehnisse rund um das Massaker noch heute die Einwohnerinnen und Einwohner prägen. So vertreten K.F. und Johann Kovacs trotz ihrer jahrzehntelangen Freundschaft nahezu diametrale Haltungen und lassen die Geschehnisse in Rechnitz aus unterschiedlicher Perspektive Revue passieren.

„Ich kann nur so sagen ... Und am nächsten Tag waren die, die Juden fort. Und ich bild' mir ein, die haben die bei der Hütte da beim Lindauer dort in die Panzergraben rein geschossen.“

Kriegsende in Rechnitz – Josef Binder

Zu Beginn des Interviews erzählt der 1934 in Rechnitz geborene Josef Binder von einigen prägenden Erlebnissen, die ihm besonders in Erinnerung geblieben sind. So etwa der zwölf Tage lang andauernde Brand des Schlosses der Familie Batthyány im März 1945. Danach schildert er, wie er aufgrund der herannahenden Roten Armee gemeinsam mit seiner Familie in den Wald flüchtete, wo sie mehrere Tage in einem Zelt verweilten: „Na, war einige Tage, sind wir gelegen dort [...] dann haben wir ein Zelt aufgeschlagen und mit dem [Bauern] sind wir dann dort geblieben und da ist ein ungarischer Soldat gekommen und hat gesagt, wir sollen weiterziehen.“ Aufgrund der Anordnung des ungarischen Soldaten floh Josef Binder mit seiner Familie an einen anderen Ort, wo sie weitere vier bis fünf Tage verbrachten, ehe sie nach Rechnitz zurückkehrten. Er betont dabei, dass er von den Kämpfen nichts mitbekommen habe, und erwähnt die Kinderliebe der sowjetischen Soldaten.

Jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Rechnitz – Josef Binder

Nach der Erzählung dieses Erlebnisses verhält sich Josef Binder im weiteren Gespräch weitgehend zurückhaltend. Hin und wieder drückt er seine Zustimmung aus oder macht Anmerkungen über die Zeit bei der HJ. Einzig bei der Thematisierung des Arztes Leo Wiltschke, der die Leichen der jüdischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter bei der Exhumierung durch sowjetische Soldaten obduzierte, meldet sich der Zeitzeuge ausführli-

cher zu Wort und berichtet davon, polnische Juden im Schlosshof im Jahr 1945/46 gesehen zu haben: „Ich hab' auch gesagt, über die Nacht damals, da haben die Glocken geläutet einmal und da haben's die polnischen Juden im Schlosshof im abgebrannten sitzen gehabt, das seh' ich heut' noch.“ Auf Nachfrage wie und woher die polnischen Juden nach Rechnitz gekommen seien, antwortet er, dass er dies nicht wisse, ergänzt aber: „Ich kann nur so sagen ... Und am nächsten Tag waren die, die Juden fort. Und ich bild' mir ein, die haben die bei der Hütte da beim Lindauer dort in die Panzergraben rein geschossen.“ Weitere Informationen dazu oder zur Lage der Gräber habe der Zeitzeuge jedoch nicht.

Vermutungen über Bestechungen – Johann Kovacs und Josef Binder

Während Johann Kovacs seine Vermutungen über Bestechungen seitens der „Gräfin“ Batthyány, die sich dadurch Schweigen über ihre mögliche Rolle beim Massaker erkaufen soll, kundgibt und darüber mit K.F. debattiert, meldet sich auch Josef Binder nochmals zu Wort: „Die Zeit, die sollen's ruhen lassen.“ Woraufhin Johann Kovacs energisch antwortet, dass es erst dann Ruhe gebe, wenn das Grab aufgedeckt worden sei: „In Deutsch Schützen haben's genauso viele umgebracht wie in Rechnitz, ist eine Ruhe, weil sie das Grab gefunden haben, und es ist eine Ruhe, wenn sie es finden.“ Zu möglichen Bestechungen der „Gräfin“, damit Schweigen über sie und ihre mögliche Rolle beim Massaker herrscht, äußert sich

„Die Zeit, die sollen's
ruhen lassen.“

„[...] es ist eine Ruhe,
wenn sie es finden.“

Josef Binder: „Die haben alle einen Grund bekommen, damit sie ruhig sind.“ Somit untermauert er die Vermutungen von Johann Kovacs.

Gegen Ende des Gesprächs betont Josef Binder weiters, dass er niemand war, „der nach vorne hat wollen“, aber K.F. ihn dazu gedrängt und zum Jungzugführer in der HJ gemacht habe: „Du [K.F.] warst der, weil ich bin, bin nicht zum Appell gegangen ... Dann haben sie mich eingesperrt.“ Woraufhin K.F. erwidert, dass er dafür gesorgt habe, dass Josef Binder „was wird“ und man „zu dem, was man war“, stehen müsse.

Nationalsozialismus in Rechnitz – K.F.

K.F., Jg. 1929, äußert sich im Laufe des Gesprächs widersprüchlich zum Nationalsozialismus und seiner persönlichen Haltung dazu. So betont der ehemalige Kommandant der HJ, dass „Hitler [...] gar nicht geboren werden [hätte sollen]. Der war der größte Menschenvernichter.“ Außerdem hebt er hervor, Hitlers größter Fehler sei die Rassenverfolgung gewesen sei: „Auf jeden Fall denk' ich auf das sehr, sehr oft nach ... Das war in meinen Gedanken heute der größte Fehler, den Hitler gemacht hat mit der Rassenverfolgung ... pass auf, jeder Mensch hat ein Recht auf der Welt zu leben.“ Der Zeitzeuge fügt hinzu: „Ob das jetzt ein Jud, von dem will ich gar nichts hören, hin oder her. Das sind unsere Freunde, mit denen sind wir aufgewachsen, von denen will ich kein feindliches Wort hören. Wir, ich kann mich erinnern, wie wir zu denen gegangen sind, wir haben mit denen gelebt.“ Im Laufe des Gesprächs leugnet er aller-

dings, dass es das Massaker überhaupt gegeben habe bzw. die Beschuldigten daran beteiligt gewesen wären.

Im Gegensatz zu Josef Binder verbrachte K.F. den Großteil des Jahres 1945 weit entfernt von Rechnitz. Im Februar 1945 reiste er nach Passau bzw. Pocking, wo er eine Segelfliegerprüfung ablegen wollte. In dieser Zeit meldete er sich freiwillig für die Front, zog dies jedoch aufgrund eines Schreibens seiner Schwester, die sich damals in Tirol aufhielt, zurück: „Dann krieg ich einen Brief von meiner Schwester, die hat mir geschrieben ‚Karli, ich bin in Innsbruck' [...] ‚Komm bitte nach Tirol!‘“ Erst im September 1945 kehrte K.F. nach Rechnitz zurück.

In den 1960er-Jahren wollte K.F. schließlich den Steinbruch der Frau Batthyány pachten: „Sag ich [zur *Gräfin*], ich möchte mir hier eine Zukunft aufbauen, Frau *Gräfin*, aber da brauch' ich die Unterstützung von Ihnen und ich würde Sie bitten, dass Sie mir einen langfristigen Pachtvertrag geben.“ Nachdem ihm die „Gräfin“ ihre Unterstützung zusicherte und ihm einen unkündbaren Pachtvertrag versprach, wandte er sich an den Forstmeister, der ihm den Steinbruch aufgrund des Geredes des Rechnitzer Gemeinderats nicht verpachten wollte: „Was will denn der Bub am Steinbruch? Wem will denn der Steine verkaufen, wenn einer einen will, der kann ihn sich eh selber holen ... So eine blöde Idee ... Verschuldet ist er.“ K.F. behauptet, noch nie in seinem Leben so niedergeschlagen gewesen zu sein wie zu diesem Zeitpunkt. Im Endeffekt wurde ihm jedoch – alleinig durch die Unterstüt-



Abbildung 12: Der Historiker Kornel Trojan bei Recherchen unweit des Kreuzstadls in Rechnitz. Quelle: BIK.

zung der „Gräfin“, wie er betont – der Steinbruch verpachtet, wodurch er persönlich stark von ihrer Gunst profitiert habe.

Rolle der „Gräfin“ – K.F.

Im weiteren Gespräch setzt sich K.F. immer wieder für die „Gräfin“ ein und meint, dass sie eine gute Frau gewesen sei. Er verstehe daher nicht, wie Medien negativ über die „Gräfin“ berichten könnten, und verurteilt einige negative Meldungen über sie. Johann Kovacs beteuert daraufhin, dass K.F. – genau wie viele andere Rechnitzerinnen und Rechnitzer – von der „Gräfin“ bestochen worden sei: „Die *Gräfin* hat alle gekauft und keiner hat was gesagt dafür.“ Auch betont Johann Kovacs, dass die „Gräfin“ „alle Leute“ auch heute noch – lange nach ihrem Tod – bestechen würde: „Sie kauft sich es auch heute noch.“

Massaker – K.F.

Auf die Frage, ob K.F. etwas über die „Gräfin“ und ihre Beteiligung am Massaker von Rechnitz wisse, antwortet er: „Da weiß ich 100 Prozent Bescheid. Glaub' mir das, das ist alles eine Lüge. Die *Gräfin* hat niemanden umgebracht. Die war nicht so eine Frau – also ich schwör' dir das – ich setze voll drauf. Und das ist alles eine Beschuldigung von der *Gräfin*, die sie nicht verdient hat.“

Über die Nachfrage, ob er wisse, wer bei den Judenerschießungen vor Ort gewesen sei, zeigt sich K.F. verärgert und leugnet eine mögliche Beteiligung der „Gräfin“ Batthyány am Massaker: „Also, pass auf. Das ist eine gemeine Fantasie, der das

erfunden hat, den würd' ich jetzt gleich eine in die Pappe reinhauen, dass er nicht mehr aufsteht, weil das hat die *Gräfin* nie getan, glaub' mir das.“ An einer anderen Stelle fügt er hinzu, dass das Massaker an sich frei erfunden sei: „Pass auf, die Leute, also die beschuldigt werden, die hab' ich persönlich gut gekannt... Das glaub' ich nicht, dass sich die Leute zu sowas hergeben haben [...]. Ganz ehrlich, ich glaube, das ist ein schmutziges Propaganda vonseiten der Juden.“ Auch Johann Kovacs bestätigt, dass K.F. das Massaker von Rechnitz leugne: „Ich tu' ja oft mit ihm debattieren und er behauptet dann ja immer, dass' die Morde gar nicht geben hat.“

An einer anderen Stelle des Interviews gibt K.F. zudem Geschichten wieder, in welchen sich über das Massaker lustig gemacht bzw. dieses als erfunden dargestellt wird und die Opfer als Sozial-Schmarotzer dargestellt werden: „Haben's die Juden schon gefunden in Rechnitz? Sag ich, ‚nein, ich weiß nichts, ich hab' noch nichts gehört‘. Sagt er ‚Weißt du was? Die werden's auch nicht finden, weil mein Nachbar ist auch in Rechnitz erschossen worden und umgebracht worden, aber der lebt noch da vorne, tut gut Geld kassieren von Österreich.“ Ob diese Erzählung des Frisörs stimme, wisse K.F. allerdings nicht und er ergänzt, dass er nicht bestätigen kann, dass Jüdinnen und Juden in Rechnitz ermordet worden seien, er selbst es aber nicht glaube.

Weiters behauptet K.F. – obwohl er nicht möchte, dass dies jemand hört – dass „die Evangelischen [...] 100 Prozent Nazi [waren], die Katholischen

„[...] vielleicht wissen sie noch viel mehr, aber es will niemand etwas sagen. Ich weiß nicht, fürchten sie sich? Aber es passiert [ihnen] ja nichts.“

nicht, nur die Evangelischen.“ Auf Nachfrage, wie er zu diesem Schluss komme, gibt er an, dass er dies verfolgt habe.

Auch erinnert sich der Zeitzeuge, dass er unbedingt „eine Uniform, ein Pimpf, ein braunes Hemd“ wollte und Begeisterung für die HJ empfand, woraufhin Johann Kovacs einwirft, dass er ja auch heute noch begeistert davon sei. K.F. erwidert, dass „der Nationalsozialismus, alles, was mit ‚-mus‘ hinten ist, nicht schlecht [ist].“ Woraufhin Johann Kovacs stolz verkündet, dass „das Einzige, was richtig ist, der Kommunismus [ist]. Der gefällt mir. Da sind wir alle gleich, alle verdienen das Gleiche.“ Allerdings schränkt er anschließend ein, dass die Idee am Papier einmalig sei, aber für das reale Leben nicht funktioniere.

Verschiedene Ansichten der Rechnitzerinnen und Rechnitzer

Obwohl sich die Einstellungen und politischen Ansichten von K.F. und Johann Kovacs stark unterscheiden, hält ihre Freundschaft. Kovacs hebt während des Gespräches auch mehrfach hervor, wie gerne er mit K.F. diskutiere: „Ich tu' halt gern mit dir [K.F.] debattieren, du kennst mich, ich tu' so gern dagegenreden.“ Diese Freundschaft steht wohl stellvertretend für das Zusammenleben der Menschen in Rechnitz, da die Vergangenheit des Dorfes bis heute Gräben in der Gemeinschaft schafft.

Nachdem sich Josef Binder und K.F. verabschiedeten, teilt Marlene Ziegler ihre Gedanken über das Geschehene in Rechnitz mit. Sie unterstreicht

die Vermutungen über die von der „Gräfin“ verteilten Bestechungen und merkt dabei über K.F. an: „Natürlich wird der nicht irgendetwas Negatives sagen. Der hat ja sehr viele Vorteile von der *Gräfin* gehabt, und wenn er auch etwas Negatives wüsste, wird er das nie sagen.“ Außerdem überlegt sie, warum auch heute noch Schweigen herrscht: „Es sind einfach die alten Leute, vielleicht wissen sie noch viel mehr, aber es will niemand etwas sagen. Ich weiß nicht, fürchten sie sich? Aber es passiert ja nichts.“

Außerdem erinnert sie sich, dass ihre Mutter in der Nacht des Massakers Schüsse gehört habe: „Sie [die Mutter] hat auch gesagt: ‚Wir haben Schüsse gehört in der Nacht‘, aber wo und was das war – keiner hat dann was gewusst und dann haben sie geredet, dass da Juden erschossen worden sind.“ Sie fügt hinzu, dass sie das damals als Gerede abgetan habe.

Erinnerungslücken – Marlene Ziegler

Marlene Ziegler stellt zudem Überlegungen an, wo sich das gesuchte Massengrab befinden könnte. Sie ist sich sicher, dass an der gesuchten Stelle mittlerweile Häuser gebaut worden waren und gibt zu bedenken, dass man sich nicht mehr erinnern könne: „Und dann die alten Leute, so wie die Frau S., die sagen, eben an der oder der Stelle, aber [...] man kann sich ja, 30, 40 Jahre gar nicht zurückerinnern, wo war das letzte Haus, nicht?“ Johann Kovacs ergänzt, wenn beim Hausbau Knochen gefunden worden wären, hätte man dies ohnehin niemandem mitgeteilt.

„Sie [die Mutter] hat auch gesagt: ‚Wir haben Schüsse gehört in der Nacht‘, aber wo und was das war – keiner hat dann was gewusst und dann haben sie geredet, dass da Juden erschossen worden sind.“

Spekulationen zur Lokalisation der Gräber

Im Zusammenhang mit der möglichen Lage der Massengräber werden verschiedene Vermutungen geäußert: „Warum hat die *Gräfin* den Sportplatz hergeschenkt? Das war ja früher ein Schlosspark. Den Sportplatz geschenkt, dort gräbt niemand“, überlegt Johann Kovacs. Auch weitere Grundstücke werden thematisiert: „Zum Beispiel der Grund vom K.F., das weiß ich, weil da war ich ein Kind, dort war immer nichts angebaut, jahrzehntelang hat die Gutsverwaltung dort nichts angebaut. Warum nicht? Genauso wie beim Schwarz, über dem Meierhof dort, Schwarz.“ Eine weitere Verdachtsstelle wäre der ehemalige Panzergraben, weil „es war kalt, zum Graben waren die nicht fähig“, argumentiert Johann Kovacs. Er bedauert, dass sein Vater nicht dazu bereit war, mit ihm über das Geschehene zu sprechen. Marlene Ziegler vermutet, dass der Vater genug Dinge gesehen habe, er aber darüber stillschweigen musste.

Fazit

Wenngleich dieses Gruppeninterview keine neuen Erkenntnisse über das Massaker bzw. die Lokalisation des Massengrabs liefert, gibt es einen Einblick, wie Teile der Generation, die die NS-Zeit miterlebten, mit diesem dunklen Fleck in der Geschichte von Rechnitz umgehen: Auch nach über 70 Jahren zeigen K.F. und weitere interviewte Dorfbewohnerinnen und -bewohner von Rechnitz Loyalität und Dankbarkeit gegenüber der längst verstorbenen „Gräfin“ Batthyány, die vielen der ehemaligen Bediensteten des Schlosses Grundstücke zu einem sehr niedrigen Preis bzw. gratis überließ. Damit im Zusammenhang stehend werden – trotz jahrelanger Aufarbeitungsversuche der Ortsgeschichte – nach wie vor unterschiedliche Aspekte des Massakers geleugnet. Zudem zeigt sich, dass es mittlerweile viele verschiedene Versionen der Geschichte gibt, die auch gegenseitige Anschuldigungen sowie Verleugnungen enthalten. Bis heute spielen die NS-Vergangenheit und insbesondere das Massaker wohl eine große Rolle in der Gemeinde Rechnitz, was die Bewohnerinnen und Bewohner nicht daran hindert, trotz unterschiedlicher Ansichten befreundet zu sein.



Sonstige Gespräche

Zusätzlich zu den Oral-History-Interviews konnte ein längeres Gespräch mit einem ehemaligen Bewohner von Rechnitz, der über einen interessanten Nachlass an (Bild-)Dokumenten der Rechnitzer (Nach-)Kriegszeit verfügt, geführt werden. Trotz historisch bemerkenswerter Fotos, Materialien – teilweise aus dem Nachlass eines bei den Volksgerichtsprozessen 1946 als beschuldigt Geführten – sowie einigen (Familien-)Briefen, adressiert an den ehemaligen stellvertretenden Gauleiter der Steiermark, Tobias Portschy, die dem BIK zur Verfügung gestellt wurden, konnten in diesem Kontext keine konkreten Informationen hinsichtlich einer Eingrenzung der Verdachtsfläche gewonnen werden.

Weiters nahm ein Mann Kontakt zum Institut auf, der angeblich die genaue Lage des Grabes kenne und bereit wäre, diese für einen „Finderlohn“ zu nennen. Diesbezüglich geführte Korrespondenz wurde an das BDA weitergeleitet.

Gespräch mit G.E.

Name G.E. Jahrgang 1964 Methode Gespräch inkl. Quellenübergabe
Interviewer Kornel Trojan Datum 20. Oktober 2021 Ort Graz

G.E. wurde 1964 in Abtenau geboren und wohnte zwischen 1993 und 1996 in Rechnitz. In einem Gespräch erzählte er über seine Recherchen und persönliche Erfahrungen.

Seit 1996 sammelt er Unterlagen zu Rechnitz, unter denen sich auch einige zeitgenössische Quellen zum Nationalsozialismus befinden, die jedoch nicht direkt das Massaker betreffen. Dank der freundlichen Erlaubnis von G.E. wurden relevante Quellen und Materialien rund um das Thema „Rechnitz“ kopiert, gescannt und am Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung (BIK) archiviert.

G.E. geht davon aus, dass im Ort Informationen zum „Fall Rechnitz“ bewusst zurückgehalten worden seien und auch heute noch werden. Der Hobbyhistoriker betont zu wissen, wo das Massengrab sei, jedoch scheint es sich auf Nachfrage hierbei um eine wiederkehrende These zu handeln, derzufolge sich heute über den Massengräbern der Sportplatz befinden würde.

Quellen und Materialien zu Rechnitz

Von Interesse für das durchgeführte Projekt ist seine Sammlung an zeitgenössischen Quellen mit Bezug zu Rechnitz. Darunter finden sich Briefe aus der Kriegs- und Nachkriegszeit, u. a. adressiert an Tobias Portschy, ein Volksschulheft einer Rechnitzerin, Fotos und weitere Materialien. Sie liefern interessante Einblicke, tragen jedoch kaum zum Auffinden des Massengrabes bei. Bei der wohl relevantesten Quelle handelt es sich um einen Artikel der sowjetischen Soldatenzeitung „Gvaedec“ vom 12. April 1945, die über die sowjetischen Exhumierungen berichtet.



Abbildung 13: Luftaufnahme Rechnitz 2021, google earth: In diesem Bereich sollten sich laut zwei unabhängig voneinander interviewten Zeitzeuginnen die Gräber befinden.

Zusammenarbeit mit ungarischen Partnern

Im Rahmen des Projekts sollten auch Interviews mit ungarischen Zeitzeugen herangezogen werden. Dafür konnten Protokolle von Befragungen ungarischer Holocaustüberlebender ausgehoben, übersetzt und analysiert werden. Zusätzlich wurde eine Analyse der Zeitzeugeninterviews von ungarischer Seite unternommen, die von Dr. Borbála Kriza 2018/19 mithilfe von Walter Reiss im Auftrag des United States Holocaust Memorial Museum durchgeführt worden waren. Dazu wurden die Interviews zur Gänze ausgewertet und für das Projekt als besonders relevant angesehene Passagen transkribiert. Die angefertigten Transkripte liegen am BIK auf. Die durchgeführten Interviews bestätigen einige Forschungsergebnisse und liefern historisch relevante Informationen zu unterschiedlichen Aspekten des Kriegsendes und der Besatzungszeit. Präzise Hinweise auf die Lage der gesuchten Gräber des Massakers von Rechnitz liefern sie leider nicht.

Weiters wurde versucht, mithilfe des Verbands der ungarischen NS-Opfer mit Unterstützung durch dessen Vorsitzenden György Frisch und Nachforschungen in den umliegenden ungarischen Gemeinden Kőszeg, Szombathely und Bucsú mithilfe von Borbála Klacsmann, ungarische Zeitzeuginnen und Zeitzeugen oder relevante Hinweise zu finden – leider vergeblich.

Die Analyse der von Borbála Kriza durchgeführten Zeitzeugeninterviews ergab nach Abgleich mit aktuelleren Oral-History-Interviews zwar viele interessante zeithistorische Erkenntnisse, die in einem Unterkapitel ausführlich behandelt werden, jedoch keine dezidierten Hinweise auf die mögliche Lage des Massengrabes.

Laut Borbála Kriza haben die Ungarinnen und Ungarn in den Grenzgemeinden keinen direkten Bezug zu dem Massaker von Rechnitz und abseits der Informationen in den DEGOB-Protokollen sei wenig bis nichts Neues aus einer „ungarischen Perspektive“ zur Lage des Grabes beizutragen. Sie verweist darauf, Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im passenden Alter in den ungarischen Grenzgemeinden bereits zu Themen rund um den Holocaust im Rahmen verschiedenster Forschungsprojekte in den letzten Jahren interviewt zu haben.



Ungarische
Perspektive

Oral-History-Interviews des United States Holocaust Memorial Museum

Das DEGOB (Nationales Komitee für die Betreuung von Deportierten) befasste sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit der Aufzeichnung von Zeugenaussagen von rund 5.000 ungarischen Überlebenden des Holocaust. Die Aushebung, Übersetzung und Auswertung ungarischer DEGOB-Protokolle in Hinblick auf Rechnitz brachte folgende Informationen zutage:

Die Lage des Grabes/der Gräber wird in den ungarischen Protokollen, ähnlich wie in den auf Englisch zugänglichen, überwiegend zwischen dem Schweizer Meierhof und dem Kreuzstadl festgesetzt, jedoch sind die Beschreibungen sehr vage. Erwähnenswert ist, dass auch in diesen Quellen mehrfach von mehreren L-förmigen Gräbern die Rede ist. Weiters geht daraus hervor, dass es sich bei den Opfern im Waldstück „Remise“, das bereits in vorangegangenen Grabungen als Verdachtsfläche geführt wurde, wahrscheinlich um fünf bis zehn ca. „zeitgleich“, d. h. im März und April 1945, ermordete Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter aus Schandorf handeln könnte.

Über den direkten Kontakt zu Borbála Kriza, einer Soziologin und Dokumentarfilmproduzentin aus Ungarn, konnte Zugang zu insgesamt neun Oral-History-Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus dem Raum Rechnitz erhalten werden. Die Gespräche waren im Zuge eines Projekts zur Aufarbeitung der Ortsgeschichte von Rechnitz 2018/2019 im Auftrag des United States Holocaust Memorial Museum durchgeführt worden. Abseits der Fokussierung auf die jüdische Gemeinde von Rechnitz im späten 19. und 20. Jahrhundert erzählen die Interviewten dabei auch von ihren persönlichen Erlebnissen mit ungarischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern und schließlich von der Angst, die jahrelang nach der Ermordung der Kronzeugen vom Massaker von Rechnitz im Ort herrschte.

Interview mit Johann Balogh

Name Johann Balogh **Jahrgang** 1928

Methode Oral-History-Interview

Interviewer Borbála Kriza und Walter Reiss

Datum 26. April 2019 **Ort** Rechnitz

Johann Balogh erzählt, er habe nie jüdische Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter gesehen, da er zum Zeitpunkt des Massakers in der Steiermark war. Gehört habe er erst nach Kriegsende, im Herbst 1945, vom Massaker, allerdings wurde nicht viel darüber gesprochen, nur dass „Juden umgebracht [wurden] und fertig“, betont der Zeitzeuge. Er selbst hielt sich danach auch nicht in Rechnitz auf: „Sehen Sie, ich war ja nach dem Krieg, war ich in Graz, was hab' ich mich da gekümmert.“

Auch dass Zeugen ermordet wurden, wusste man seiner Ansicht nach: „Ja, das hat man gehört. Angeblich einer draußen im Wald samt Hund, das hab' ich gehört, in Rechnitz.“

Bezüglich der Lokalisation des Massengrabs vermutet Balogh, dass ein Panzergraben als Grab herangezogen wurde, weil „wer hat für 180 oder 200 Leute gegraben ein Grab bei frierender Kälte, nach Mitternacht.“ Ansonsten habe er auch von anderen nie gehört, dass man etwas über den Ort der Massengräber wüsste. Selbst wenn es jemand gewusst hätte. So glaube er nicht, „dass das jemand gesagt hätte, ein Nazi wird es ja nicht sagen.“

Interview mit Aloisia Berta

Name Aloisia Berta (geb. Fuchs) **Jahrgang** 1931

Methode Oral-History-Interview

Interviewer Borbála Kriza und Walter Reiss

Datum 16. November 2018 **Ort** Rechnitz

Aloisia Berta berichtet davon, während der NS-Zeit des Öfteren im Schloss Rechnitz gewesen zu sein, allerdings habe sie unter den im Schloss untergebrachten Personen nie jüdisch-ungarische Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter erkennen können. Auf Nachfrage, ob sie wisse, dass jüdische Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter am Südostwall arbeiten mussten, gibt sie an, dass ihre Mutter schanzten war, sie sich aber nicht erinnern könne, ob sich unter den Schanzern auch jüdische Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter befunden hätten: „Ich weiß mehr gar nicht. Ja, da sind viele eingeteilt worden zum Graben.“

Ein besonders einprägsames Erlebnis für Aloisia Berta war die Begegnung mit einem Zwangsarbeiter in ihrem Elternhaus: „Weil's ihn so gerissen hat. Hat er gesagt, was er halt gesehen hat da unten, bumm, bumm, bumm, bumm, bumm, haben's die Juden erschossen.“

Kurze Zeit später mussten sie aufgrund der heranrückenden Roten Armee in den Wald flüchten. Der Zwangsarbeiter, der anscheinend die Erschießungen der ungarischen Juden in Rechnitz gesehen hatte, ging vom Wald zurück in das Dorf, um die Tiere zu füttern, kam allerdings nicht mehr zurück: „Weiß man nicht, wo er hin verschwunden ist.“

Über den Ort der „Judenerschießungen“ und ob die ältere Generation wissen könnte, wo das Massengrab heute liegt, antwortet die Zeitzeugin, sie glaube nicht, dass das noch jemand wisse, und meint: „Der [Zwangsarbeiter] ist gekommen und hat gesagt, er hat gesehen, wie sie sie erschossen haben, aber wo die eingegraben sind, weiß man nicht [...]. Und damals hat man sich gar nicht so drum angenommen, um das alles. Ist schon lange her.“

Interview mit Josef Berta

Name Josef Berta **Jahrgang** 1931

Methode Oral-History-Interview

Interviewer Borbála Kriza und

Walter Reiss **Datum** 9. Februar 2019

Ort Rechnitz

Josef Berta, Ehemann von Aloisia Berta, betont im Interview – wie viele andere Rechnitzerinnen und Rechnitzer auch – weder von den jüdisch-ungarischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern noch vom Massaker oder dem Grab Genaueres zu wissen. In Erinnerung ist ihm hingegen, wie er selbst – anstelle seiner Mutter – des Öfteren schanzen gehen musste. Beim Schanzen habe er keine Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter gesehen, er wisse aber, dass diese sowohl in der Schule als auch im Kloster einquartiert waren.

Josef Berta erinnert sich, ein einziges Mal Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter gesehen zu haben: „Das war, wie's vom Bahnhof, ich nehm' an, dass sie mit dem Zug gekommen sind und da sind's dann bei der Hochstraße vorbeimarschiert Richtung, in die Felder rauf [...], Baracken aufstellen dort und die haben vorbeigeschleppt Holzmaterial.“ Allerdings habe er von diesen Baracken nie etwas gesehen: „Aber ich hab' nix gesehen und bin viel im Wald herumgegangen beim Schwammerlsuchen und so, ich hab' weder was gesehen. Irgendein Brett oder einen Pfosten oder was und auch nix aufgestellt gesehen, wo das hingekommen ist, weiß ich nicht.“

Vom Massaker selbst habe er auch nichts mitbekommen. Er kenne nur die Berichte seiner Ehefrau, Aloisia Berta, über den Zwangsarbeiter, der die „Judenerschießungen“ gesehen haben soll. Auch im Dorf wusste man erst im Nachhinein über das Massaker Bescheid: „Nein. Es ist ja nix bekannt gewesen, nachträglich sind's mit dem dahergekommen da, dass die erschossen worden

sind, aber zu dem Zeitpunkt selber, kann mich nicht erinnern, dass ich da was gehört hätt'oder was.“

Wo sich das Massengrab befinden könnte, wisse der Zeitzeuge nicht. Er selbst glaubt, dass die Leichen der Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter noch mit dem Zug wegtransportiert worden seien: „Das ist meine Vermutung, dass sie sie eventuell wieder mit dem Zug, wenn's sie erschossen haben, dass sie sie aufgefasst haben und wer weiß, wo die sind, ob sie's mit dem Zug nicht weitergeführt haben.“

Interview mit Karoline Binder

Name Karoline Binder (geb. Weiss)

Jahrgang 1930 **Methode** Oral-History-Interview

Interviewer Borbála Kriza und Zsuzsanna

Tormássy **Datum** 11. Juni 2018 **Ort** Rechnitz

Karoline Binder erzählt im Rahmen des Interviews, dass sie wenige Tage nach dem Massaker Rechnitz aufgrund der heranrückenden Roten Armee verließ und erst nach der Beendigung der Kämpfe zurückkehrte.

Nach ihrer Rückkehr hörte sie „fast nix“ über das Massaker. Sie verweist darauf, dass es aufgrund des Kampflärms unwahrscheinlich sei, von den Judenerschießungen selbst etwas gehört zu haben: „Man kann nicht viel gehört haben, weil am Horizont, wenn man hinüberschaut, hat man schon das Feuer gesehen und den Kampflärm gehört.“ Auch gibt sie an, dass sie aufgrund der Lage und Ausrichtung des Schlafzimmers in dieser Nacht nichts gehört habe: „Wir haben dort überhaupt nichts gehört, dort wo wir gewohnt haben, [...] dann hat man ja alle Fenster zugehabt und unsere Schlafzimmerfenster haben Richtung Die-andere-Seite geschaut.“

Auf Nachfrage, ob sie sich erinnere, wann sie das erste Mal vom Massaker erfuhr, antwortet sie: „Geh, das weiß ich gar nicht. Es war damals alledurch, dass wir nach Hause gekommen sind, dass das abgebrannt, also da haben wir andere Sorgen gehabt als wie das.“ Und fügt hinzu: „Später hat man überhaupt nix gehört, also wir haben nix gehört. Und überhaupt: Wir beim Geschäft haben's ja nicht müssen dort und dort reinmischen, weil sonst hat man gleich keine Kunden gehabt und es ist nix mit unserer Familie geredet worden, nix.“ Auch aus den Zeitungen habe sie nichts erfahren, da sie diese nicht las. Allerdings erzählt die Zeitzeugin, dass man darüber wusste, dass im Jahr

1945 Juden im Schlosskeller eingesperrt waren, die sie jedoch selbst nie gesehen habe.

Sie betont dabei immer wieder, dass sich ihre Familie um andere Dinge zu kümmern hatte und man sich dafür nie interessiert habe – auch später, in den 1960er- und 1970er-Jahren nicht: „Hat man nix gehört. Und dann hab' ich die Kinder nacheinander gehabt, dann hab' ich andere Sorgen gehabt, als wie auf das Ganze andere zu denken, dann haben wir Haus gebaut, dann ist mein Mann krank gewesen, na, na, da haben wir uns um das andere nicht gekümmert, was sich zugetragen hat.“

Damit reiht sich das Interview mit dieser Zeitzeugin in einen weit verbreiteten Topos der Erzählungen über Rechnitz ein: Niemand habe etwas gehört oder gesehen. Die Menschen hatten andere Probleme gehabt, als sich darum zu kümmern.

Interview mit Anna Csechovics

Name Anna Csechovics (geb. Bernhard)
Jahrgang 1929 **Methode** Oral-History-Interview
Interviewer Borbála Kriza und Zsuzsanna Tormássy **Datum** 11. Juni 2018 **Ort** Rechnitz

Anna Csechovics berichtet, dass „Kolonnen“ an Menschen nach Rechnitz gekommen seien, um zu schanzen. Sie selbst habe ebenfalls zu den Schanzern gehört: „Bei Tag muss graben, ich auch muss graben, ja [...] 44, 45, ja, Panzergraben, Laufgraben für Soldaten [...] Pflicht ja, muss alle gehen. Ob Klein, ob Groß, alle.“ Ob sich auch Jüdinnen und Juden unter den Arbeiterinnen und Arbeitern befunden hätten, wisse Csechovics nicht, denn „wir haben nicht sprechen dürfen“.

Über das Massaker selbst könne sie nichts Konkretes sagen, sie habe aber in jener Nacht Schüsse gehört, betont Anna Csechovics. Ob diese allerdings mit dem Massaker in Zusammenhang stehen oder ob es sich dabei um Kampflärm handelte, ist unklar. Auch im Ort selbst habe man darüber nichts erfahren – die Angst, darüber zu sprechen, sei zu groß gewesen.

Interview mit Johanna Linsbauer

Name Johanna Linsbauer (geb. Cserer)
Jahrgang 1928 **Methode** Oral-History-Interview
Interviewer Borbála Kriza und Walter Reiss
Datum 13. September 2018 **Ort** Rechnitz

Johanna Linsbauer musste bereits als Minderjährige schanzen gehen, da es ab 16 Jahren für alle verpflichtend war. Sie erinnert sich an Schießscharten, die man extra für einzelne Erschießungen gebaut habe: „Und da hat es immer schon geheißen, na heute haben sie wieder einen Juden erschossen, der ist da reingefallen und haben wir gleich zugemacht. Das war damals schon, aber ich war nicht dabei, kann es nicht sagen, ob es stimmt.“

Auch sie flüchtete wenige Tage nach dem Massaker vor der Roten Armee. Während sie Rechnitz verließ, sah sie durch das Fenster des Zuges, wie „in Viererreihen die Juden getrieben worden sind. Und die sind dann alle spurlos verschwunden.“

Was das Massaker betrifft, so glaube sie nicht, dass alle jüdischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter in Rechnitz begraben seien, sondern nur ein Teil von ihnen: „Weil wir haben da gehabt einen gewissen Herrn Paal, der war auch bei der Herrschaft angestellt, und der hat gesagt: Nein, er hat müssen viele zum Bahnhof fahren, und die sind dort verladen worden in Viehwaggons, die Toten.“ Allerdings fügt sie hinzu, dass sie nicht wisse, wo sie diese hingebracht hätten.

Über die Lokalisation der restlichen Toten vermutet sie, dass diese eventuell im Wald begraben sein könnten oder anderswo, da sie bis nach Schachendorf schanzen waren.

Johanna Linsbauer erinnert sich außerdem, beim Schanzen jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter gesehen zu haben, die „sehr abgemagert und sehr arm“ gewesen seien. Persönli-

chen Kontakt hatte sie allerdings keinen: „Das haben wir nicht dürfen. Wir haben nicht einmal selbst viel reden dürfen, nur arbeiten, da hat es nichts gegeben. Du hast nur schaufeln müssen.“

Sie betont zudem, dass ihnen das Helfen untersagt war: „Denen hast nicht einmal ein Stück Brot geben können, das war nicht erlaubt.“

Untergebracht seien die jüdischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter einerseits im Schlosskeller und andererseits in Baracken gewesen: „Die haben selber die Bretter dort raufragen und bei den Baracken sind sie dann untergebracht gewesen. [...] Aber man hat dann nichts mehr gehört [...], wir haben nur gesehen, wie sie die vielen Menschen da heraufgetrieben haben nach Rechnitz.“

Bezüglich des Massakers gibt die Zeitzeugin an, dass auch sie zu dieser Zeit Rechnitz aufgrund der herannahenden Kämpfe verlassen und im Wald Unterschlupf gefunden habe. Sie merkt an, erst am nächsten Tag vom Massaker erfahren zu haben: „Ich hab’ das immer nur gehört, wenn ich am nächsten Tag rausgekommen bin arbeiten, dass es geheißen hat, heut Nacht haben sie Juden erschossen.“

Das Schweigen ihres Dorfes begründet sie mit der Angst, die geherrscht habe: „Ja, da war ja die Russenzeit gerade, da hat jeder Angst gehabt. Das war alles so eine Geschichte, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, aber da hat man alles in einen Mantel gehüllt, da ist nichts ausgedet und weitergedet worden.“

Ob das Massengrab jemals gefunden wird, weiß Johanna Linsbauer nicht; sie gibt zu bedenken,



Abbildung 14: Der immer wieder als Verdachtsfläche geführte Kreuzstadt in Rechnitz. Quelle: Verein RE.F.U.G.I.U.S / drone-service M. Ritter.

dass es niemanden mehr geben werde, der noch etwas darüber wisse: „Was so beiläufig gewusst hätte, die sind schon ausgestorben. In Rechnitz gibt es nicht viele Leute und die, genug noch, die alt sind, aber die sind wahrscheinlich senil und verkalkt.“

Interview mit Helene Haumberger

Name Helene Haumberger (geb. Konrad)
Jahrgang 1930 **Methode** Oral-History-Interview
Interviewer Borbála Kriza und Walter Reiss
Datum 13. September 2018 **Ort** Rechnitz

Helene Haumberger kann von ihren eigenen Erfahrungen beim Graben der Panzer- und Laufgräben sowie über das Schweigen im Ort nach dem Massaker berichten.

So erzählt sie, dass sie bereits als Minderjährige den halben Tag schanzen gehen musste, da ihr Bruder unter epileptischen Anfällen litt und ihre Mutter krank war. Da während des Schanzens nicht geredet werden durfte, wisse sie nicht, ob jüdische Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter diese Arbeit verrichten mussten.

Auch wisse sie nichts über die „Judenerschießungen“, da sie da „ja noch klein“ war. Die Zeitzeugin betont außerdem mehrfach, dass sie froh sei, wenn sie nichts wisse.

Interview mit Maria Loos

Name Maria Loos (geb. Weber) **Jahrgang** 1937
Methode Oral-History-Interview
Interviewer Borbála Kriza und Walter Reiss
Datum 13. September 2018 **Ort** Rechnitz

Maria Loos erinnert sich daran, dass jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter angeblich im Schloss untergebracht waren, allerdings habe sie selbst keine gesehen.

Über die Erschießungen der ungarischen Juden erfuhr die Zeitzeugin erst im Nachhinein, da ihre Tante des Öfteren im Schloss aushalf, allerdings sprach diese nicht viel darüber: „Das haben wir nur gehört, weil meine Tante hat müssen dann im Schloss öfter helfen kochen, aber die haben nicht viel erzählt.“

Ob nach Kriegsende über das Massaker gesprochen wurde, wisse Maria Loos nicht mehr: „Kann ich mich eigentlich nicht erinnern. Ich war ja dann noch ein Kind. Hat man sich nicht so viel erinnern an das.“

Sie mutmaßt, dass das Massaker innerfamiliär thematisiert worden sei – aufgrund ihres jungen Alters blieb es ihr gegenüber jedoch unerwähnt: „Aber da haben die Eltern nicht viel darüber geredet, also wahrscheinlich schon untereinander, aber ich war ja noch ein Kind. Zu mir haben’s da nicht viel geredet darüber.“



Abbildung 15: Der Gedenkort Kreuzstadl in Rechnitz.
Quelle: BIK.

Interview mit Julius Radics

Name Julius Radics **Jahrgang** 1932
Methode Oral-History-Interview
Interviewer Borbála Kriza und Walter Reiss
Datum 14. September 2018 **Ort** Rechnitz

Julius Radics erzählt vor allem über die Furcht, die in Rechnitz herrschte: „Man hat ja nicht dürfen vorlaut sein, man hat ja müssen sich nach dem richten, wie die Gesetze waren. Aber wir Kinder haben das ja gar nicht mitbekommen.“

Obwohl seine Familie schanzen gehen musste, wisse der Zeitzeuge über kaum etwas aus dieser Zeit Bescheid, da sich die Eltern nicht getraut hatten, etwas zu erzählen: „Überall hat es Spitzel gegeben, die für Hitler waren, Parteigenossen, in manchen Ortschaften sehr stark.“

Fazit

Insgesamt kann keine der Zeitzeuginnen bzw. keiner der Zeitzeugen über Details des Massakers sprechen, da dieses von niemandem direkt beobachtet wurde. Auch über die Lokalisation der Massengräber weiß niemand Bescheid. Wie mehrfach betont, mussten die meisten Interviewpartnerinnen und -partner zum Zeitpunkt des Massakers oder kurze Zeit später Rechnitz aufgrund der heranwachsenden Roten Armee verlassen und in den Wald flüchten.

Einige von ihnen gaben an, in dieser Zeit „andere Sorgen gehabt zu haben“ und sich für diese Thematik nicht zu interessieren. Andere könnten sich aufgrund ihres damaligen jugendlichen Alters nicht an die Ereignisse zu Kriegsende erinnern. Zusätzlich wird der Faktor Angst immer wieder aufgegriffen und hervorgehoben, dass eine Zeit des Schweigens – sowohl in der Familie als auch in der Öffentlichkeit – herrschte.



Resümee/ Ausblick

Die durchgeführten Interviews und Gespräche zeigen, wie sehr das Massaker von Rechnitz und vor allem die offene Frage nach der Lokalisation des Massengrabs den Ort und seine Bewohner über die Jahrzehnte hinweg geprägt haben. Lange ein Tabu, schwelte und schwelt dieses dunkle Erbe des Nationalsozialismus im Untergrund weiter, gleichsam subkutan eingebrannt in die Landschaft und die Menschen.

So stellt es trotz Unterstützungsversuchen von vielen Seiten eine Herausforderung dar, Menschen ausfindig zu machen, die sich an Rechnitz 1945 erinnern und darüber sprechen würden, insbesondere welche, die (verlässliche) Informationen zur Lage des Massengrabs liefern könnten – nicht nur, weil nur mehr sehr wenige Zeitzeuginnen und Zeitzeugen am Leben sind. Manche weigerten sich als Gesprächspartner bzw. -partnerin zur Verfügung zu stehen, obwohl mehrmals, und auch durch Vermittlung, darauf hingewiesen wurde, dass Möglichkeiten zur Anonymisierung bestünden, keine rechtlichen Konsequenzen zu befürchten seien und es sich hier um ein Forschungsprojekt und Forschende handle, nicht um Medien o. Ä. Trotz Bemühungen und Unterstützung von Bewohnerinnen und Bewohnern der umliegenden Gemeinden konnten keine Interviewpartnerinnen und -partner zum Massaker von Rechnitz aus den Nachbargemeinden gefunden werden.

Bemerkenswert erscheint zudem, dass die Interviewten wiederholt auf das Schweigen – sowohl in der Familie als auch in der Öffentlichkeit – hinwiesen.

Im Zusammenhang mit der Lage der Massengräber wiesen zwei Zeitzeuginnen unabhängig voneinander auf eine eingegrenzte Verdachtsfläche hin, die bei den Grabungen 2021 untersucht wurde. Abgesehen davon konnten andere Interviewpartnerinnen und Interviewpartner keine neuen präzisen Hinweise auf die Lage der Gräber liefern. Sie nannten lediglich bisher bekannte Verdachtsflächen, welche 2021 archäologisch untersucht wurden.

Ein Ziel des Projekts war es zudem, auch Erinnerungen ungarischer Zeitzeuginnen und Zeitzeugen einzubeziehen. Zwar konnten trotz intensiver Bemühungen und Vermittlungsversuche keine ungarischen Personen, die rund um das Massaker von Rechnitz etwas beitragen könnten, gefunden werden. Doch gelang es, zwei Quellenbestände aus Ungarn zu erschließen. Zum einen konnten in der bisherigen deutschsprachigen Forschung zu Rechnitz nicht berücksichtigte Protokolle von Befragungen ungarischer Holocaustüberlebender gesichtet werden. Zum anderen wurde eine Analyse der von ungarischer Seite durchgeführten Zeitzeugeninterviews erstellt. Die Interviews waren von Dr. Borbala Kriza 2018/19 mithilfe von Walter Reiss im Auftrag des United States Holocaust Memorial Museum realisiert worden. Obwohl sie einige Forschungsergebnisse bestätigen und viele historisch relevante Erkenntnisse darlegen, liefern sie keine konkreten Hinweise auf die Lage der Gräber.

Insgesamt verdeutlichen die Interviews – das Gesagte und das Ausgesparte –, wie sehr das Massaker von Rechnitz bis heute über Generationen hinweg den Ort und seine Bewohner prägt.

Anhang

Abkürzungsverzeichnis

BDA	Bundesdenkmalamt
BIK	Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung
DEGOB	Nationales Komitee für die Betreuung von Deportierten
RE.F.U.G.I.U.S	Rechnitzer Flüchtlings- und Gedenkinitiative und Stiftung

Niederschrift des Zeitzeugen Johann Glavanovits 2020/10

Zum Massaker an 180 jüdische Zwangsarbeiter 1945 in Rechnitz

Als Zeitzeuge zum angeblichen Judenmassaker von 24/25 März 1945 möchte ich, wie ich es erlebt habe schildern.

Ich, Johann Glavanovits geboren 1937 in Rechnitz, war 1945 fast 8 Jahre alt. Mein erster Schultag war im September 1943. Meine Lehrerin hieß Gorai. Bereits in dieser Zeit flogen täglich Amerikanische Flugzeugbomber über Rechnitz Richtung Wr. Neustadt – Wien und darüber hinaus. Das hatte zur Folge, dass um 10 Uhr die Sirene heulte und wir Kinder die Schule verlassen mussten. Es kam noch schlimmer, ab September 1944 – Juli 1945 waren die sämtlichen Schulen in Rechnitz geschlossen. Warum man die Schulen geschlossen hatte, war, weil man sie als Unterkunft für die vielen Zwangsarbeiter benötigte.

Indem ich auf einem Klein-Bauernhof in Rechnitz, Mühlbachgasse 65 aufgewachsen bin, musste ich bereits ab meinem 6sten Lebensjahr täglich ab 13 Uhr, von Mitte März – Oktober als Halterbub mit vier Kühen auf die Hutweide. Die Hutweide umfasste ein Gebiet, welches sich vor dem katholischen Friedhof bis auf die Hutweide (ungarischer Grenze) erstreckte.

Als 1944 mit dem Bau des Grenzwalles begonnen wurde, und ab Gmerkatscher (ungarischer Staatsgrenze) Richtung Predigtstuhltal gegraben wurde, wurden wir auch von der vorhandenen Weidefläche immer weiter zurück gedrängt.

Im darauffolgenden Jahr 1945 konnten wir nur mehr kurzfristig um den katholischen Friedhof die Kühe weiden lassen.

Auch in dieser Zeit wurden vor dem katholischen Friedhof zwei Massengräber (20 x 10 x 8) ausgehoben, wo man die Toten, die bei den Ausgrabungsarbeiten des Grenzwalles wegen Erschöpfung – Hunger gestorben sind, verscharrte.

Es handelte sich da um Zwangsarbeiter, welche aus Konzentrationslager kamen, wie Österreicher, gefangene Soldaten, sowie 1400 ungarische Juden. Es ist auch vorgekommen, dass die Gestapo (Wachpersonal) Arbeiter wegen Erschöpfung erschossen haben. Auch jene Soldaten die beim ersten und zweiten Stellungskampf ums Leben gekommen sind hat man in diese Massengräber geworfen, weil die katholische Kirche der Auffassung war, es handle sich bei den Toden um Nichtchristen und deshalb im Friedhof unerwünscht sind.

Auch im Frühjahr 1945 konnte ich noch miterleben wie eine SS-Hundestaffel auf unserem Sportplatz neben dem katholischen Friedhof ihre Hundeübungen mit den Schäferhunden durchführte. Erst später erfuhr ich, dass die SS-Soldaten im ehemaligen Schloss Bahtyany einquartiert waren.

Bereits in der Karwoche 1945 stand die Rote Armee in Boczok und feuerte mit der Stalinorgel auf Österreichisches Gebiet. Am 29. März 1945 hat die Rote Armee Rechnitz kurzfristig eingenommen.

Einige Tage später, wurden die holländischen SS-Soldaten endgültig von der Roten Armee besiegt und mussten so den Rückzug antreten.

Es wurde auch ein strenges Schweigeverbot der Nazis angeordnet, wer das nicht befolgte würde mit dem Tode bestraft werden. So hat man die Bewohner von Rechnitz eingeschüchtert und manipuliert.

Daher haben nur wenige Rechnitzer, wenn überhaupt, von diesem schrecklichen Ereignis gewusst.

Nach dem Zerfall der Naziherrschaft im April 1945 übernehmen die Russen das Geschehen in der Gemeinde Rechnitz.

Es ist daher bezeichnet, dass seit 1990 in sogenannten jährlichen Zeitabständen über das Judenmassaker in Rechnitz berichtet wird. Sei es in Büchern – Zeitungen – Rundfunk – Filmen – Veranstaltungen. Jedoch man hat bis heute keinen Beweis dafür, dass am 24/25 März 180–200 ungarische Juden in Rechnitz erschossen und begraben wurden. Falls es stimmen sollte, dass diese 180–200 ungarische Juden (zum Teil kranken und alten Menschen) nach Rechnitz überstellt wurden, von dort hat man diese Menschen mit Militärfahrzeugen zwischen Meierei und Kreuztadel gebracht, wo sie dann in der Nacht auf den 24/25 März 1945 in die Massengräber hinein erschossen und verscharrt wurden. Beweise dafür gibt es keine. Weder in der alten Rechnitzer Chronik des Herrn Oberlehrer Klein und des damaligen Bürgermeister Gossi, gibt es keinerlei Aufzeichnungen bzw. Dokumente dafür.

Auch über die Öffnung der Massengräber beim katholischen Friedhof und zwischen der Meierei – Kreuztadel im September/Oktober 1948 findet man keinerlei Hinweise.

Auch über den Helden-Friedhof außerhalb der katholischen Friedhofsmauer gibt es keine Aufzeichnungen.

Das der Heldenfriedhof 1973 entfernt wurde und die restlichen Knochen nach Mattersburg überstellt wurden, gibt es ebenfalls keine Aufzeichnungen.

Hat man deshalb über diese Zeit den Mantel der Verschwiegenheit gestülpt?

Auch aus diesem Grund gilt auch für die Bürger der Markt Gemeinde Rechnitz die Unschuldsvormutung. Denn, es muss endlich Schluss sein mit diesen ewigen Spekulationen.

Aber, nach über 70 Jahren wird mit Vehemenz nach diesen Juden Gräber gebaggert, jedoch ohne Erfolg. Bei dem wird es auch in Zukunft bleiben.

Johann Glavanovits

PS: Denn, wenn tatsächlich diese 180 jüdischen Menschen durch die Naziherrschaft und dessen SS-Schergen ihr Leben in Rechnitz (durch Zwangserchießung) erleiden mussten, so wurden diese Gräber ebenfalls 1948 geöffnet und die sterblichen Überreste im Heldenfriedhof beigesetzt.

Denn eine Frau Stadler (ehemalige Sekretärin der Bahtyanys) wurde 1948 aus Graz unter Alliiert Aufsicht nach Rechnitz gebracht um bei der Aufklärung der Massengräber in Rechnitz mitzuwirken. Zuerst ist der Konvoi beim katholischen Friedhof gewesen, und anschließend sind Sie auf der Günserstraße retour in Richtung Steinermangerstraße – Grenzgasse zwischen Meierei und Kreuzstadel, gefahren. An diesem schönen Tag Ende September 1948 sind die Rechnitzer in der Steinmangerstraße Schlange gestanden.

Auch noch mein Erlebnis vom 29. März 1945 um 11 Uhr in der Mühlbachgasse 65 als plötzlich ein russischer Soldat in unserem Hof stand und mich in die Arme nahm und abküsst. Das war damals wie heut noch ein Schlüsselergebnis das ich nie vergessen werde. Obwohl die Nazi Propaganda von damals lautete, wenn die Russen auf österreichisches Hoheitsgebiet kommen, alle Frauen und Kinder erschossen werden. Alles nur sinnlose Lügen, wie auch der Bau vom Grenzwall der das Überqueren der russischen Panzer verhindern sollte. Daher nie wieder Krieg hat man sich damals geschworen.

Ein weiteres einschneidendes Erlebnis war der 2 April 1945 als unsere Mutter (Rosalia) mit ihren vier Kindern (Maria 12, Johann 8, Magarete 7 und Helmut 4 Jahren und 2 Kühen, die den Bretterwagen ziehen mussten, aus Angst vor den Russen geflohen ist. Die Fahrt ging von der Mühlbachgasse – Pointgasse – Nussgraben – Markt Neu Hodis – Weiden bei Rechnitz – Stadt Schlaining – Drumling wo die Mutter ein Quartier gefunden hat. In Drumling blieben wir nur eine Woche.

Auf Höhe der Pointstraße (außerhalb des Wohngebietes) tauchte plötzlich eine Beiwagenmaschine auf, blieb stehen, es war der Gestapo Ortsgruppenleiter Podezin. Er stieg von der Maschine ab, zückte sein Fernglas und schaute noch einmal in den Ort Rechnitz und verschwand somit für immer.

Das nächste Schlüsselerlebnis war, zwischen Markt Neuhodis und Weiden bei Rechnitz. Auf halben Weg tauchte plötzlich ein deutscher Soldat auf und stoppte die Weiterfahrt. Der Soldat erklärte kurz, wir müssen solange stehen bleiben bis die Russen ihre Geschütze wieder Laden. Dieser Ladevorgang dauerte ein 1/4 Stunde und in dieser Zeit konnten wir die Weiterfahrt fortsetzen.

In dieser Woche wo wir in Drummling waren ist in Rechnitz das Schloss Batthyány bis auf die Grundmauern abgebrannt.

Über die Retourfahrt von Drummling – Rechnitz das erspare ich mir. Auch über die schreckliche Zeit der Russenbesetzung könnte man ein Buch schreiben. Auch die Armut in dieser schrecklichen Zeit wurde überwunden. Dank des Zusammenhaltes der Bevölkerung in dieser Zeit. So schrecklich diese Jahre nach dem Krieg auch waren, so möchte ich mit den Schlusssatz enden und den Appel des damaligen Bundeskanzler Ing. Figl von 1945 zitieren; „glaubt an Österreich“ was bis heute auch umstritten ist.

Weitere Ereignisse, aus vor und nach 1945 in Rechnitz

Da die Rote Armee über Ungarn immer näher zur österreichischen Grenze vorrückte, hat man am Predigtstuhl-Hügel zwei Betonbunker errichtet. Im danebenliegenden Akazienwald hat man auch in dieser Zeit Laufgräben ausgehoben um den Soldaten Schutz zu bieten. Leider hat es zu keinem Erfolg geführt.

Anfang März 1945 sind zwei deutsch Jagdflugzeuge plötzlich zwischen den amerikanischen Flugzeugstaffeln geraten, welche die dann sofort ab-

bogen und Richtung Westen flogen. Bei diesem Zwischenfall sind die ersten Bomben der Amerikaner auf Rechnitzer Gebiet abgeworfen worden. Tage darauf mussten wir Schulkinder Splitter suchen gehen. Auch Maulbeerblätter wurden in dieser Zeit für die Seidenraupenzucht gesammelt.

Zu erwähnen wäre noch der Flugzeugabsturz vor Ostern 1945. Ein amerikanisches Aufklärungsflugzeug wurde in den Nacht von der russischen Stalinorgel getroffen und stürzte mitten der Felder in den Mehl-Sandgruben-Hain.

Wie auch der Panzergraben (Grenzwall) ein sinnloses Bauwerk der Nazis war. Denn, wie die Rote Armee das zweite Mal Rechnitz einnahm, sind in den darauffolgenden Tagen 100 und mehr russische Panzer von Boczok (Ungarn) die Günserstraße nach Rechnitz und dann über dem Geschriebenstein Richtung Wien gefahren.

Ein weiteres Ereignis war: Wie der Panzerminen-Bunker am Rechnitzer Sportplatz im August/September 1945 von unbekanntem gesprengt wurde. Es gab einen vehementen Auflauf russischer Soldaten, jedoch ein Täter wurde nie gefunden.

Der Herbst 1945 war wunderschön und warm. Die Weinlese Anfang Oktober war eine hervorragende Ernte, mit Spitzengraden bis hin zu 21% Zuckergehalt.

Es war Ende Oktober als ein russischer betrunkenener Soldat in unser Haus in der Mühlbachgasse 65 kam, und Schnaps verlangte, so wurde das von meinem Vater abgelehnt und schmiss den jungen Soldaten hinaus. Dieser ging dann in die Steiamangerstraße und erschoss im Streit einen Bauern. Dieser Vorfall wurde sofort der russischen Kommandantur gemeldet, worauf hin ein russischer Offizier den betrunkenen Soldaten unweit der Tat standrechtlich erschossen hatte.

Wie schon berichtet war die Zeit vom Zusammenbruch des Krieges 1945 bis Anfang der 1950iger Jahre eine sehr harte. Jedoch der Zusammenhalt und Fleiß der Bevölkerung hat gezeigt, dass auch schwere Zeiten bewältigen werden können. Denn die Devise von damals lautete, es geht nur mit ein miteinander und nicht gegeneinander.

Impressum

Oral History Projekt

Erinnerungen an das Massaker von Rechnitz

Das Forschungsprojekt wurde am Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung in Kooperation mit dem Institut für Geschichte der Universität Graz und der Stadt Graz durchgeführt



Dank gebührt allen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die für Oral History Interviews zur Verfügung standen, sowie Altbürgermeister Engelbert Kenyeri und Walter Reiss von Refugius für ihre Unterstützung.

Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung, Graz – Wien – Raabs
Liebiggasse 9, 8010 Graz
Tel.: +43 316 82 25 00-0
E-Mail: bik-graz@bik.ac.at
www.bik.ac.at

Projektförderung

Bundesdenkmalamt



Wissenschaftliche Leitung

Barbara Stelzl-Marx

Wissenschaftliche Mitarbeit

Kornel Trojan

Eva-Maria Streit

Katharina Dolesch

Lena Wallner

Kooperation

Borbala Klacsmann

Borbala Kriza

Lektorat

Elisabeth Stadler

Layout

Verena Thaller

